

HEROLDZAR.

Illustrirte Damen-Zeitung.

Nr. 38. Monatlich vier Nummern. Berlin, 8. October 1864. Preis: Vierteljährlich 25 Sgr. X. Jahrgang.

Isabella die Zweite, Königin von Spanien.

Maria Luísa Isabella die Zweite, Königin von Spanien, ist ohne Zweifel von allen jetzt lebenden Fürstinnen Europas diejenige, welche von frühesten Jugend an den heftigsten Stürmen, den größten Schwankungen und Gefahren ausgesetzt war. König Ferdinand der Siebente, ihr Vater, war dreimal vermählt gewesen, ohne daß ihm von der Vorsehung Kinder und Erben seines Reiches beschieden worden wären, da schenkte ihm am 10. October 1830 seine vierte Gemahlin, Maria Christina von Sicilien, diese seine älteste Tochter. In seiner Vaterfreude, aus Liebe zur Königin und aus Abneigung gegen seinen Bruder, Don Carlos, ernannte der König Ferdinand der Siebente die neugeborene Tochter zur Prinzessin von Asturien und zu seiner Nachfolgerin, wodurch er den Keim zu blutigen Bürgerkriegen in den ohnehin schon von unermeßlichem Hündstoss erfüllten Boden legte.

Der am 29. September 1833 erfolgte Tod des Königs gab das Signal zum Ausbruch des Kampfes. Die dreijährige Prinzessin von Asturien wurde unter dem Namen Isabella die Zweite zur Königin erklärt, ihre Mutter führte als ihre Vormünderin die Regentschaft, und Don Carlos, der Bruder des Königs, machte mit bewaffneter Hand und unterstützt von einem nicht unbedeutlichen Theile der Bevölkerung, sein näheres Anrecht auf den spanischen Thron geltend. Sieben Jahre schlang der Bürgerkrieg seine verheerende Geißel über das unglückliche Land, bald neigte sich der Sieg auf die Seite des Prätendenten, bald auf die der Königin, bis endlich die letztere die Oberhand gewann. Im Jahre 1839 sah sich Don Carlos gezwungen zu fliehen, und im darauf folgenden Jahre war ganz Spanien als der Regierung der Königin Isabella unterworfen zu betrachten.

Schien der jugendlichen Königin jetzt die Krone gesichert, so kehrten darum doch noch lange nicht Ruhe und geordnete Regierungszustände ein. Schon 1841 mußte die Königin-Witwe Christine die Regentschaft niederlegen und Spanien verlassen; an ihre Stelle trat Spartzoro, dessen Regierung bei manchen Mißgriffen nicht unvortheilhaft für das Land war, den jedoch 1843 ein abermaliger Aufstand stürzte, worauf die damals dreizehnjährige Königin für volljährig erklärt ward und selbständig, unter Leitung des Herzogs von Valencia, die Regierung antrat.

Zu den mannichfachen schwebenden und oft blutig erörterten Fragen gefellte sich bald die über die nicht lange darauf erfolgende Vermählung der Königin, durch welche die äußere wie die innere Politik gleich lebhaft beschäftigt wurden. Zahlreiche Bewerber traten in die Schranken, bald wurde dieser, bald jener Prinz als der bevorzugte genannt, ja man hielt es nicht für unwahrscheinlich, daß die junge Königin dem ältesten Sohne des Kronprätendenten Don Carlos ihre Hand reichen und damit den Erbfolgestreit beenden werde. Die Wahl fiel jedoch auf einen anderen Prinzen des spanischen Königshauses und zwar auf den Infanten Franz de Alfis Maria Ferdinand, geboren den 13. Mai 1822, Sohn des Infanten Franz de Paula und seiner verstorbenen Gemahlin, einer Prinzessin von Sicilien. Die Vermählung fand, nachdem der Infant an demselben Tage den Titel „König“ erhalten, am 10. October 1846 statt.

Die Ehe der Königin ist gesegnet mit vier Kindern, dem Prinzen von Asturien, geb. den 28. November 1857, und drei Infantinnen.

Auf falschen Wegen.

Erzählung

von

J. F. Smith.

(Fortsetzung.)

Dreihundertdritzigstes Kapitel.

In den ersten Wochen ihres Aufenthaltes in Eton war Karl weit beliebter bei seinen neuen Schulgefährten, als Reginald und Allan. Die beiden letzteren besaßen, der eine durch seinen Rang, der andere durch sein Vermögen, eine gesicherte Stellung und gingen ruhig ihres Wegs; Karl fühlte, daß er sich eine solche verschaffen müsse und spielte den Liebenswürdigen und Aufmerkamen gegen Alle, deren Einfluß ihm geeignet schien, ihm dazu zu verhelfen.

Durch geschickte Schmeicheleien und den Anschein eines biederen offenen Wesens war es ihm gelungen, in nähere Beziehungen zu Cecil Burton zu treten, einem Knaben, welcher als der Erbe eines großen Namens und bedeutenden Vermögens betrachtet ward, auf alle diese Vorzüge aber nicht so stolz war, als auf den Ruhm, der beste Boxer, Schwimmer und Cricketspieler der ganzen Schule zu sein.

Außer diesen keineswegs zu verachtenden Eigenschaften besaß Cecil aber noch andere, weit schätzenswerthere. Er war edel, hochherzig, vorurtheilsfrei, so recht geschaffen, ein Freund und Gefährte Sir Reginald Ashleigh's zu sein, dem er sich jedoch noch nicht genähert hatte und, wie er gegen Karl erwähnte, auch nicht zu nähern beabsichtigte, obgleich ihre Väter Freunde gewesen waren.

„Kannst Du Sir Reginald nicht leiden?“ fragte Karl mit geheimer Schadenfreude, indem er dagegen laut die Tugenden des jungen Baronets pries.

„Warum sollte ich ihn nicht leiden können?“ entgegnete Cecil, „wir brauchen doch deshalb keine Feinde zu sein, weil wir nicht gerade intime Freunde sind. Sir Reginald hat sich überdies seinen Freund schon mitgebracht, er scheint mit seinem Cousin Allan weit intimer zu sein, als mit Dir.“

„Sir Reginald und ich sind miteinander erzogen und lieben uns innig“, entgegnete Karl heuchlerisch, „ich muß ihm seiner übrigen vortrefflichen Eigenschaften wegen schon vergeben, daß er eine solche Vorliebe für neue Gesichter hat, auch will er durch doppelte Freundschaft für Allan den Makel vergessen machen, der auf dessen Geburt ruht.“

Karl glaubte, durch Erwähnung dieses Umstandes Allan in der Meinung seines neuen Freundes sehr herunter zu setzen, Cecil erklärte ihm jedoch, daran werde Niemand Anstoß nehmen, wenn Allan nur sonst ein braver Knabe sei, was Karl klug genug war, mit großen Lobeserhebungen zu versichern.

Während sich Esther's Sohn gegen Cecil der Freundschaft mit dem jungen Baronet rühmte, beklagte er sich gegen diesen weniger durch Worte, als durch traurige Mienen über die Entfremdung, welche zwischen ihnen eingetreten war. Der großmüthige Knabe machte sich Vorwürfe, den früheren Spielgenossen verletzt zu haben und versicherte ihm, daß zwischen ihnen nichts anders geworden sei, und daß nur der gleiche Verlust, welchen er und Allan erlitten, sie einander näher gebracht habe.

„Ich danke Ihnen, Sir Reginald“, rief der Heuchler, „Sie glauben nicht, wie glücklich mich diese Versicherung macht.“

„Warum nennst Du mich Sie und Sir Reginald?“ fragte der junge Baronet, „nenne mich wie gewöhnlich, sonst muß ich denken, daß Du Dich mir entfremdet hast.“

Wir haben nicht die Absicht, das Leben der drei Knaben in Eton zu verfolgen und wollen nur einige für den Verlauf der Erzählung wichtige Episoden daraus mittheilen.

Die Schüler von Eton hatten eine Ruderfahrt auf der Themse gemacht. Blöthlich schlug einer aus der Gesellschaft vor, zu baden, und in der nächsten Minute schon theilten viele kräftige, jugendliche Arme die Wogen des Flusses. Mit einem Male erscholl der Schreckensruf: „Wo ist Ashleigh?“

Karl, ein sehr geschickter, und Sir Reginald, ein äußerst kühner Schwimmer, waren nach dem tiefsten Theile des Flusses gegangen, um von dem gerade an dieser Stelle sehr hoch gelegenen Ufer in das Wasser zu springen und unterzutauchen. Wenn sie sich sechs Mal hintereinander hatten die Knaben das gefährliche Wagstück wiederholt, da erschien Karl wieder an der Oberfläche, Reginald aber blieb verschwunden.

Sogleich stürzten sich Allan und Cecil Burton in den Fluß, bald tauchten sie wieder empor, zwischen sich den anscheinend leblosen Körper ihres Schulgefährten, den sie auf dem Uferlande niederlegten, wo mehr als ein Dutzend Hände geschäftig waren, ihn durch Reiben ins Leben zurückzurufen.

Reginald war beim Untertauchen mit der Schläfe auf eine ver-



Isabella die Zweite, Königin von Spanien.

faulene Baumwurzel gefallen und hatte die Besinnung verloren.

„Was ist geschehen?“ fragte Karl, der das Ufer hinabgelaufen kam.

„Kannst Du nicht sehen? Ashleigh ist beinahe ertrunken.“

„Wie ist das zugegangen?“

„Das mußt Du am besten wissen, Du warst ja dicht bei ihm.“

„Wir waren übereingekommen, zu gleicher Zeit hinabzuspringen und bis zur Mitte des Flusses zu schwimmen, ich hörte ihn auch mit mir zu gleicher Zeit untertauchen und schwamm, ohne mich umzusehen fort, damit er mich nicht überhole.“ berichtete Karl.

„Er hätte Dich nicht überholt, Du hättest ihm einige Ellen Vorsprung lassen können.“ riefen mehrere Stimmen.

Karl rang die Hände und brach in laute Klagen um seinen besten, treuesten Freund aus.

„Stehe doch nicht da und jammere müßig, hilf lieber reiben, das ist zehnmal besser!“ rief Cecil Burton.

Karl konnte sich, welches immer seine wahren Gefühle sein mochten, einer so praktischen Aufforderung nicht entziehen. Nach wenigen Minuten gab Reginald Zeichen des wiederkehrenden Lebens.

„Gott sei Dank.“ flüsterte Allan; Karl brach in ein lautes Freudengeschrei aus.

„Kannst Du Dich nicht im Stillen freuen.“ schalt Cecil mugeblich, „nur gewöhnliche Menschen sind in ihren Gefühlsäußerungen so laut.“

Diese Bemerkung war ein empfindlicher Schlag für den Heuchler, den seine Kameraden bereits mit anderen Augen, als bei seiner Ankunft zu betrachten begannen, und dem nur seine vorgebliche Freundschaft mit Cecil Burton noch einiges Ansehen verlieh.

Unter Cecil's umsichtiger Leitung wurde Reginald in ein Boot getragen, wo man ihm von aufeinander gehäuften Kisten ein Lager bereitete. Mit verdoppelter Anstrengung setzten die Jünglinge die Hüder in Bewegung und nach kurzer Zeit waren sie am anderen Ufer, wo schnell ein Wagen herbeigeholt und der Leidende in das Haus des Lehrers geschafft wurde. Beinahe eine Woche brachte Reginald hier zu, ehe ihm die Aerzte erlaubten, sich nach Belmont unter Lady Ashleigh's zärtliche Obhut zu begeben.

Es ist jetzt Zeit, daß wir uns einmal wieder nach Horace Lindsay, den getauften Erben des Carl von Wharnton, umsehen.

Die Armut hatte Horace zum vorsichtigen Mann gemacht. Er spielte nicht mehr, hatte sich von seinen in Boulogne wohnenden ehemaligen Freunden zurückgezogen, brunnnte über jeden Schilling, den seine Frau von ihm haben wollte, war mit sich und der Welt zerfallen, so daß Laura, die ihm in Erwartung eines ganz anderen Looses die Hand gereicht, in den Briefen an ihren Vater sich bitter über ihr Schicksal beklagte.

Sie ahnte nicht, daß noch eine andere Erinnerung, als an die ihm verlorenen Reichthümer, das Gemüth ihres Gatten bedrückte. Die Erinnerung an die letzte Nacht, welche er in England verlebte, an das furchtbare, nutzlose Verbrechen, das er daselbst verübte, peinigte Horace und ließ ihm Tag und Nacht keine Ruhe.

Horace Lindsay's einziges Vergnügen war, nach dem Landungsplatze zu gehen, die anlangenden Boote zu beobachten und die denselben entsteigenden Passagiere zu zählen.

Eines Tages stand er wieder auf seinem gewöhnlichen Beobachtungsposten. Plötzlich wurden seine schlaffen Züge belebt, ein Fremdenruss entschlüpfte seinen Lippen, schnell eilte er einem aus Land gestiegenen Manne entgegen. Es war Hackett, der Advokat.

„Haben Sie Zimmer für mich bestellt?“ fragte dieser, seinem früheren Klienten die Hand schüttelnd.

„Ja, im Hôtel du Nord.“

„Ich hoffe, daß es sich dort erträglich wohnen läßt, Boulogne scheint wirklich ein erbärmliches Nest zu sein, kein Wunder, wenn es Ihnen hier nicht gefällt.“

Horace Lindsay stieß einen tiefen Seufzer aus.

„Verzeihen Sie nicht, in Ihrem Alter kann sich im Leben noch Vieles ändern, vorausgesetzt, daß man Muth hat.“

„Ich habe Muth zu Allem. Hackett, was bedeutet der Brief, den Sie mir schreiben, seit einer Woche quält mich Furcht und Hoffnung, erklären Sie sich deutlicher.“

„Gemach, gemach.“ versetzte der Advokat, „lassen Sie mir nur erst Zeit, mich zu erholen.“

Ohne die geringste Rücksicht auf Lindsay's fieberhafte Aufregung zu nehmen, zog sich Hackett, sobald sie das Hotel erreicht hatten, in das Schlafzimmer zurück, um sich der Reisekleider zu entledigen, und kam erst wieder in das aufstokende Zimmer, als der Kellner das Mittagessen auftrug.

Lindsay verging fast vor Ungeduld, er kannte aber den Advokaten zu gut, um noch irgend einen Versuch zu machen, ihn zum Sprechen zu bringen, bevor er es selbst dazu an der Zeit glaubte.

Endlich war das Mittagmahl vorüber. Der Tisch ward abgeräumt, der Aufwärter verließ das Zimmer.

„Ich hoffe, wir sind hier unbelästigt.“ sagte Hackett, den Kopf in die Hand stützend und Lindsay forschend betrachtend.

Lindsay versicherte es, öffnete aber, um sich noch fester davon zu überzeugen, die Thür des Zimmers und sah in den Corridor hinaus.

„Sie erhielten meinen Brief.“ begann der Advokat, nachdem er in Betreff unruhiger Zuhörer beruhigt war.

„Sie wissen ja, daß ich ihn erhalten habe, sagen Sie mir endlich, darf ich noch hoffen?“

„Horace Lindsay, Sie sind zu Grunde gerichtet.“

„Sind Sie von England gekommen, um mir diese Neuigkeit mitzutheilen?“ fragte der Verbannte bitter.

„Nicht um Ihnen das zu sagen, denn das wissen Sie.“ entgegnete Hackett ruhig, „weit mehr wird Sie in Erstaunen setzen, daß auch ich ein Bettler bin.“

„Sie? Das ist mir unbegreiflich.“

„Ist auch nicht nötig, daß Sie es begreifen, die Thatfache genügt Ihnen: wenn binnen zwei Jahren — so lange vermag ich die Katastrophe noch hinauszuschieben — kein Wunder geschieht, so bin ich ein Bettler.“

„Ich glaube nicht an Wunder.“ bemerkte Horace.

Hackett schüttelte den Kopf. „Ich glaube auch nicht an das, was die Welt gewöhnlich Wunder nennt, wol aber an solche, die durch Muth und festen Willen vollbracht werden. Ein solches Wunder könnte uns Beide retten. Wissen Sie, daß der Erbe bis jetzt noch nicht gefunden ist?“

Horace Lindsay sprang auf.

„Freuen Sie sich nicht zu früh, er wird gefunden werden. Sein Vater und Grump sind ausgegangen, ihn zu suchen. Ich weiß, welche Fährte sie verfolgen und kann sie irre leiten oder auf den rechten Weg führen; was soll ich thun?“

„Sie irre leiten, können Sie noch fragen? Haben Sie vergessen, was wir Beide verloren; ich die Güter, Sie die Einnehmerstelle!“

Hackett überlegte; nach einer Pause nahm er wieder das Wort: „Die Güter sind Ihnen unwiederbringlich verloren, das baare Vermögen könnte Ihnen aber allerdings, wenn die Suchenden irre geführt würden, zur Hälfte zu Theil werden.“

„Und wenn viele die andere Hälfte zu?“

„Dem Manne, der den ihnen jedoch vorgelegten Plan ausführte — mir selbst.“ entgegnete Hackett fest. „Ich verlange weder Rath, noch Beistand von Ihnen, mislingt mein Vorhaben, sollen Sie mir keinen Pfennig zahlen, gelingt es aber, beanspruche ich die Hälfte.“

„Theilen?“ fragte Horace gedehnt, „die Summe ist enorm.“

„Und die Gefahr?“

„Sie ist mir gering bei Ihrer Erfahrung.“

Der Advokat stand auf und sagte kalt: „Sprechen wir nicht mehr davon, es heißt immer, das Glück klopfte bei Jedem nur ein Mal an, bei Ihnen hat es zum zweiten Male Einlaß begehrt, es stand bei Ihnen, es hereinzutreten oder abzuweisen.“

„Jetzt sind Sie zornig, Hackett; hören Sie, lassen Sie sich mit einem Drittel genügen.“

„Sprechen wir nicht mehr davon; ich freue mich, daß ich Sie so versöhnt mit Ihrer Lage finde, was wollen Sie sich Mühe geben, sie zu ändern; was mich anbetrifft, so habe ich noch zwei Jahre vor mir, da kann sich Manches ereignen. Um auf etwas anderes zu kommen: Sie wissen doch die Neuigkeit?“

„Welche Neuigkeit?“

„Daß Ihre Mutter, Lady Sarah, sich wieder verheirathet.“

„Lächerlich.“

„Lächerlich allerdings, aber wahr. Ich habe selbst den Heirathscontract aufgesetzt.“

„So bin ich um meine letzte Hoffnung betrogen!“

Hackett lächelte spöttisch. „Was kümmert das einen Philosophen wie Sie sind?“

Horace Lindsay hatte seinen Entschluß gefaßt; er sprach ihn aus: „Hackett, ich willige in jede Bedingung, Alles besser, als dieses Leben der Entbehrungen, Ihre Hand, Mann, keinen Groll.“

„Groll kenne ich in Geschäftssachen nicht, welche Sicherheit geben Sie mir?“

„Mein Wort, meinen Eid.“

„Sie müssen mich für einen rechten Einfaltspinsel halten.“

„So sagen Sie, was Sie verlangen.“

„Horace Lindsay,“ sprach der Advokat langsam, „hätten Sie, wie ich erwartete, mein Anerbieten freudig und ohne Zögern angenommen, so hätte ich ganz allein gehandelt. Jetzt verlange ich, daß Sie nach England kommen und mit mir die Gefahr des Unternehmens theilen.“

„Sie wissen, unter welchen Bedingungen Oberst Howard meine Schulden bezahlte. Wenn es verrathen würde?“

„Sie reisen von hier ab unter dem Vorwande, einen Ausflug nach der Bretagne zu machen. In fünf Tagen spätestens erwarte ich Sie in Southampton, alle weiteren Verabredungen treffen wir in England, sind Sie damit einverstanden?“

„Noch ein Wort, Hackett, und wir sind fertig.“ sagte Horace zögernd. „Seit jener Nacht in Trevor Manor habe ich keine Ruhe mehr, das Geschrei der Unglücklichen, die in den Flammen umkamen, verfolgt mich — keine Gewalt.“

„Wenn Sie unter Gewalt einen Mord verstehen, so können Sie ruhig sein.“ sprach der Advokat, als handele es sich um die gleichgültigste Sache von der Welt, „es ist Thorheit, sich solcher Gefahr auszusetzen. Moralischer Zwang dagegen —“

„Das will ich wagen.“ unterbrach ihn Lindsay, „ich fürchte nur das Schaffott.“

Als Lindsay seine Gattin von dem beabsichtigten Ausfluge nach der Bretagne unterrichtete, beklagte sie sich bitter, daß er sie zurücklassen wolle, und verlangte, ihn begleiten zu dürfen. Er erklärte ihr, dies sei der Kosten halber ganz unmöglich.

„Du hast Geld für Deine Vergnügungen, nicht für die meinigen.“ sagte Laura heftig, „nun wohl, ich werde allein reisen.“

Horace lachte, er hielt es für eine leere Drohung. Noch an demselben Tage schrieb Laura an ihren Vater, beklagte sich bitter über ihres Gatten Benehmen und sprach den Wunsch aus, wenn auch nur auf eine Woche, nach England kommen zu dürfen. Drei Tage später erhielt sie die Antwort nebst zehn Pfund zur Bestreitung der Reisekosten. Durch ein seltsames Zusammentreffen der Umstände trug der Brief den Poststempel von Southampton.

Vierunddreißigtes Kapitel.

In dem offenen Felde, das zu der Zeit, wo unsere Geschichte spielt, das jetzt längst zu London geschlagene Chelsea umgab, stand ein einfaches Landhaus mit einem dazu gehörigen großen Garten. Das Grundstück war umgeben von einer hohen dichten Hecke, die Fenster des Hauses mit Eisengittern versehen. Die Vorrichtung war nicht nur nötig wegen der abgetheilten Lage des Hauses, sondern auch weil es nur von zwei Frauen bewohnt war — einer Witwe, Namens Hayter, und ihrer Tochter.

Obgleich die beiden Frauen keine Magd hielten, schienen sie doch durchaus nicht arm zu sein. Das Grundstück war ihr Eigenthum, sie bezahlten alle ihre Bedürfnisse baar und standen aus diesem Grunde bei den Handelsleuten in Chelsea in gutem Ansehen, so vielfach man sich auch im Geheimen über ihre Verhältnisse die Köpfe zerbrach und allerlei Schlußfolgerungen aus ihrem gänzlich abgeschlossenen Leben zog.

Alle Haushaltungsangelegenheiten wurden von der Tochter besorgt, die Witwe selbst bekümmerte sich nicht darum, und nur wenige Personen konnten sich rühmen, sie jemals genau gesehen zu haben. Diejenigen, denen ja einmal Gelegenheit zur Befriedigung ihrer Neugier geworden, beschrieben sie als eine noch recht stattliche Frau von vielleicht fünfzig und einigen Jahren, die stets sehr reinlich gekleidet und mit Stricken beschäftigt war.

Judith Hayter, die Tochter, war eine schlaffe Ge-

stalt. Haar und Augen waren schwarz, die letzteren ver- schleierte durch lange seidene Wimpern, welche ihren scharfen, zignerartigen Ausdruck etwas milderten. Eine bei Frauen seltene Entschlossenheit sprach sich in den Zügen des Mundes aus, der selten lächelte und selbst beim Sprechen zusammengepreßt blieb, als fürchte er die Doppelreihe weißer Perlzähne zu enthüllen. Die Stirn war hoch und gedankenreich. Ein Künstler würde Judith schön genannt haben, und sie war es auch, als Modell zu einer Statue oder einem Gemälde betrachtet, im Leben aber fehlte ihr die Frische. Sie war trotz ihrer Jugend verblüht, ihr Gesicht trug jene Maa- basterblässe, welche dem aufmerksamen Beobachter erzählt, daß auf diese Blässe ein Reiz in der Frühlingnacht gefallen sei, ein großer, unendlicher Schmerz ihr Leben geknickt habe.

Mrs. Hayter und ihre Tochter liebten einander zärtlich und standen stets im herzlichsten Einvernehmen miteinander, dennoch sprachen sie nur selten zusammen. Ihr Leben, von keinem Besuche, keinem Briefe unterbrochen, bot zu wenig Abwechslung, um Stoff zur Unterhaltung zu liefern, und in die Vergangenheit zurückzuschweifen, vermieden Beide aus ihnen wohlbekannten Gründen.

Eines Vormittags saß Mrs. Hayter am Fenster ihres hübsch eingerichteten, von Wohlstand zeugenden Zimmers, wie gewöhnlich, die Nadeln ihrer Strickerei handhabend, als sie zu ihrem großen Erstaunen einen wohlgekleideten Herrn gerade auf ihr Haus zuschreiten sah.

„Judith,“ sagte sie, „er kann nicht zu uns wollen, es muß ein Mißverständnis sein.“

Der Fremde klopfte an die Thür. Ein schwaches Roth, man könnte sagen, der Schatten eines Errotthens, flog über Judith's Wangen. Sie sprach nur das eine Wort „Mutter?“

„Verlaß Dich auf mein Versprechen.“ Die Tochter schien durch diese Versicherung beruhigt, sie ging, ohne noch etwas zu äußern hinaus, dem Unbekannten, der inzwischen zum zweiten Male geklopft hatte, die Thür zu öffnen.

„Habe ich die Ehre, Mrs. und Miss Hayter zu sehen, die früher in der Nähe von Gloucester wohnten?“

Ein stummes Neigen des Kopfes war die Antwort.

„Darf ich fragen, ob Mr. Hayter noch am Leben ist?“

„Mein Gatte starb vor vier Jahren,“ entgegnete die Witwe.

„Es wurde ihm vor etwa zwanzig Jahren von seinem Schwager, John Grump, ein Knabe übergeben; lebt derselbe noch?“

Mrs. Hayter preßte die Lippen zusammen und bewegte ihre Stricknadeln schneller, ihre Tochter aber sagte mit einem Tone, dessen angenommene Gleichgültigkeit ein weniger geübtes Ohr, als das ihres Gattes getäuscht haben würde: „Wir wissen nichts von ihm, er ist schon seit langer Zeit ein Fremder für uns.“

„Das thut mir leid; Undankbarkeit und Unbeständigkeit sind freilich Fehler der Jugend.“

„Ich klagte ihn weder des einen noch des anderen an,“ versetzte Judith ruhig.

„Nicht in Worten,“ antwortete der Fremde, „aber Ihre Erscheinung thut es, Ihr einsames, freudenloses Leben. Charles Chellem ist dafür verantwortlich zu machen, mit welchem Rechte durfte er ein Herz wie das Ihrige gewinnen und dann von sich stoßen?“

„Wäre er mein eigener Sohn gewesen, ich hätte ihn nicht zärtlicher lieben, nicht aufmerksamer für ihn sorgen können.“ seufzte Mrs. Hayter, indem sie ihr Strickzeug in den Schooß sinken ließ.

„Mutter!“ rief Judith, es klang fast wie eine Drohung.

Die alte Frau schweig und strickte wieder, die Tochter aber fuhr zu dem Fremden gewendet fort: „Wer sind Sie, Herr, der Sie so genau von den Verhältnissen unserer Familie unterrichtet sind, und was wollen Sie hier?“

„Soll ich offen sprechen?“ fragte der Fremde, einen bedeutenden Blick auf Mrs. Hayter werfend.

„Ich habe keine Geheimnisse vor meiner Mutter,“ sagte Judith.

„Nun wol. Ich weiß aus sicherer Quelle, daß Charles Chellem jetzt einen harten Kampf mit Armut und Entbehrungen zu kämpfen hat, sein undankbares Betragen gegen Sie bitter bereut und es gern wieder gut machen möchte. Es gilt jetzt, dafür zu sorgen, daß er nicht in eine Lage komme, welche diese Gefühle wieder verändere, und dies wäre sehr leicht möglich. Charles Chellem ist der Erbe eines vornehmen Namens, eines großen Vermögens, und zwei Personen stellen die eifrigsten Nachforschungen nach ihm an. John Grump —“

„Mein Bruder,“ flüsterte Mrs. Hayter.

„Und Walter Chester.“

Der letztere Name mußte den Frauen unbekannt sein; er machte wenigstens keinen Eindruck auf sie.

„Helfen Sie Charles Chellem dazu, in eine andere Sphäre, als die, in welcher erzogen ward, überzugehen.“ fuhr der Fremde eindringlich fort, „so entfernen Sie ihn auf immer von sich. Auf immer, verstehen Sie, was das heißt. Ihr Leben ist jetzt schon traurig genug, wie elend muß es sein, wenn kein Strahl der Hoffnung Sie mehr aufrecht erhält?“

Judith drückte schweigend die Hand auf das Herz.

„Sehen Sie allen Nachfragen nach ihm das Schweigen entgegen, welches Sie mir gegenüber beobachteten. Wollen Sie meinem Rath folgen?“

„Ja,“ gelobte Judith fest.

„Sie Beide?“

„Wir Beide,“ wiederholte Judith, ohne ihre Mutter nur durch einen Blick zu befragen, so sicher war sie deren Zustimmung.

„Ich verlasse mich auf Ihr Wort und gehe beruhigt,“ sagte der seltsame Gast, „sollte vielleicht Geld —“

Miss Hayter unterbrach ihn durch eine ungeduldige Handbewegung; die Andeutung hatte sie tief gekränkt.

„Ich habe nichts weiter hinzuzufügen,“ versetzte der Fremde, indem er das Zimmer verließ, „Ihre Zukunft liegt in Ihrer eigenen Hand.“

Die beiden Frauen verharrten nach seiner Entfernung in unverbrüchlichem Schweigen. Die Tochter fühlte ihre sonst so große Herrschaft über sich selbst erschüttert und seufzte allein zu sein mit ihren Gefühlen. Sie konnte dem Wunsche auf die Dauer nicht widerstehen, nahm Hut und Tuch und eilte ins Freie.

„Er liebt mich nie!“ rief sie schmerzlich aus, „ich habe nicht einmal den Trost, ihn anklagen zu dürfen. Er läst meine Liebe in jedem Blick, den ich auf ihn richtete, in jedem Wort, das ich zu ihm sprach, aber er empfand nichts für mich, als die Zuneigung eines Bruders! Warum erzogen mich meine Eltern mit der Hoffnung, daß er einst mein Gatte

werden solle? Es war ein trauriger Irrthum und ich muß schwer sehr schwer darunter leiden! O, daß er arm wäre, im tiefsten Glend, ich wollte für ihn arbeiten, mein Herzblut könnte ich für ihn vergießen; aber ihn aufgeben, mich selbst zu einem hoffnungslosen Leben verdammen, ihn vielleicht einer Andern lassen, das kann ich nicht. Niemals, niemals!"

Judith setzte sich unter einen Baum, stützte den Kopf in die Hand, und blieb lange in tiefen Gedanken verloren.

Der Fremde führt nichts Gutes gegen ihn im Schilde, rief sie plötzlich aufspringend, in seinen Augen lag ein teuflischer Hohn, als er mein Unglück ausmalte. Dem Himmel sei Dank, er hat von mir kein Wort über ihn erfahren; hätte ich mich von ihm verlocken lassen und einen Feind auf Charles' Spur geleitet, ich müßte mir selber fluchen."

Während Judith ihren traurigen Betrachtungen nachhing, waren die Gedanken, welche ihre Mutter beschäftigten, keineswegs angenehmerer Natur. Sie beklagte den traurigen Irrthum, den sie und ihr Gatte begangen, als sie den Knaben, den ihr Bruder ihnen zur Erziehung übergeben hatte, und dessen vornehmes Abkunft sie von Anfang an vernünftigen, zum Gatten ihres Kindes bestimmten. Das Gefühl, dadurch gegen ihre Tochter gesündigt zu haben, ließ sie trotz ihrer besseren Ueberzeugung, alles, was Judith that, schweigend billigen. Das Bewußtsein, Charles Chellem aus ihrem Hause, das ihm hatte eine Heimath sein sollen, vertrieben zu haben, veranlaßte sie, Gloucestershire und ihre Freunde zu verlassen und das Leben einer Einsiedlerin zu führen. Sie wollte sich den Nachforschungen ihres Bruders entziehen, welche Antwort konnte sie ihm geben, wenn er kommen sollte, daß ihr anvertraute Kind zurückzufordern?

Ein Klopfen an der Thür schreckte Mrs. Hayter aus ihrer schmerzlichen Träumerei.

Es war für sie etwas so Seltenes, einen Besuch zu erhalten, daß sie nur eine unangenehme Veranlassung dazu vermuthen konnte.

"Wenn nur Judith hier wäre, sie hat mehr Muth als ich," flüsterte sie.

Das Klopfen wiederholte sich; Mrs. Hayter ging mit zögernden Schritten nach der Thür, um sie zu öffnen. Der Bruder, den sie so lange aus den Augen verloren, stand vor ihr.

"John!" rief sie aus.

"Susan! Du scheinst nicht sehr erfreut, mich hier zu sehen?"

"Wie kannst Du denken? Die Ueberraschung —"

"Still, still," unterbrach er sie, "sparen wir uns die Lügen und Complimente, Du hast Gloucestershire aus keinem anderen Grunde verlassen, als um mir aus dem Wege zu gehen. Wo ist Charles?" fuhr er ins Zimmer tretend fort.

Mrs. Hayter antwortete nicht.

"Warum verließ er Euch?"

"Ich weiß es nicht, er hat uns durch sein Fortgehen schwer betrübt."

"So will ich Dir sagen, warum er das Haus verließ," verleszte John Crump mit finsterner Strenge, "er wollte Deinen und Judith's Verfolgungen entgehen. Liebe glaube ich nanntet Ihr es. Ihr Thoren, als ob sich der Adler zum Spazier gehen würde."

"Spazieren," wiederholte Mrs. Hayter unwillig, "doch ich verzeihe Dir, John, Du kennst Deine Rechte nicht."

"Besser als Du vermußt. Mit ihres Vaters Geiz verbindet sie Dein mütterliches Wesen, ich habe in Gloucester gehört, wie Ihr den armen Jungen behandelt habt."

"Er ward angebetet."

"Wie man den Mammon verehrt."

"Judith würde ihn geliebt haben und wenn er ein Bettler gewesen wäre, sie würde für ihn gedacht, gearbeitet haben. Ihr Herz bricht, sie verzehrt sich vor meinen Augen im stillen Gramme."

Du siehst, was Du durch Deine Thorheit angerichtet hast," fuhr von ihrem Schmerz gerührt, der Bruder in mildem Tone fort, "Du hast Charles aus seiner Heimath getrieben, Dein Kind unglücklich gemacht, denn er kann nie ihr Gatte werden."

"Weshalb nicht?"

"Weil er von weit höherem Range ist, als sie — doch ich verliere nur die Zeit mit diesen nutzlosen Erklärungen, ich suche Charles, ich bin auf seiner Spur, stehe mir bei ihm zu finden, Du kannst es."

"Nimmermehr!" verleszte eine traurige, feste Stimme.

John Crump sah sich um. Hinter ihm stand seine Rechte, die unbemerkt eingetreten war.

"Du mußt anderswo suchen, Onkel, wir geben Dir keine Auskunft," fuhr sie fort.

"Judith," sagte John herzlich, "es thut mir leid, Dich so verändert zu sehen. Der Schmerz sollte Dich nicht verbittern, Du darfst die Aussichten dessen, den Du liebst, nicht zu Schanden machen."

"Er hat mein Lebensglück mit Füßen getreten."

"Sagte er jemals, daß er Dich liebe?"

Mutter und Tochter schwiegen.

"Er that es nicht," fuhr John fort, "Ihr seid wenigstens aufrichtig. Susan, Du hast das Vertrauen, das ich in Dich setzte, getäuscht, fortan sind wir Fremde für einander."

"Nicht einen Schilling von dem für Charles Chellem gezahlten Gelde haben wir angerührt, es liegt Alles in der Bank," schluckte Mrs. Hayter.

"Das Geld liegt in der Bank, und der Knabe stirbt vielleicht Hungers. Doch ich will Himmel und Erde in Bewegung setzen, ihn aufzufinden." Mit diesen Worten verließ John Crump Zimmer und Haus, ohne sich noch einmal nach seiner Schwester umzusehen.

Die Prüfungen dieses Tages waren für Mutter und Tochter noch nicht vorüber. Kaum war mit dem Eintritt der Dunkelheit die Lampe angezündet, so ließ sich zum dritten Male ein Klopfen vernehmen.

"Deffne nicht," rief die Mutter, als Judith aufstand.

"Was haben wir zu fürchten? Mörder und Diebe kommen heimlich. Mir ist, als sei ich an einem Wendepunct meines Lebens angelangt, ich kann und will mich dem, was kommt nicht entziehen."

Sie ging hinaus. Nach wenigen Augenblicken kehrte sie zurück, abermals von einem Fremden gefolgt.

"Wieder Jemand, der nach Charles fragt," sagte sie, "er wollte sich nicht mit meinem Bescheid genügen lassen, sondern verlangte Dich zu sprechen."

"Wich?" wiederholte Mrs. Hayter ängstlich.

"Ja Sie!" rief der Fremde. "Sie sind Mutter und können mich verstehen. Ich bin sein Vater; Jahre lang habe ich ihn als todt betrauert. An dem Orte, wo Sie früher gelebt, hörte ich seltsame Dinge über Sie, Sie haben ihn

verfolgt, zur Flucht getrieben. Doch ich will nicht um die Vergangenheit mit Ihnen rechten, geben Sie mir nur die Zukunft durch die Beantwortung einer Frage: Wo ist mein Sohn?"

Ein peinliches Stillschweigen folgte.

"Wenn Sie ein menschliches Herz in der Brust haben, so antworten Sie mir," flehte Walter Chester, denn er war es. "Lebt mein Sohn?"

"Ja," erwiderte Judith.

"Gott sei Dank!" flüsterte Walter Chester, "Gott sei Dank!"

"Er lebt und ist gesund," fügte Mrs. Hayter hinzu.

"Mutter!"

"Warum gebieten Sie ihr Schweigen?" fuhr Walter Chester auf. "Dabe ich Ihnen nicht gesagt, daß ich sein Vater bin? O wenn Sie wüßten, was ich gelitten habe, wie ich unter Furcht und Hoffnung umhergetrieben bin. Sie sagten mir, er sei todt, aber mein Herz konnte nicht daran glauben. Ich verfolgte seine Spur nach Gloucestershire, Sie waren verschwunden; durch Zufall erfuhr ich, wohin Sie sich zurückgezogen; Frau, können Sie meinen Bitten widerstehen?"

Mrs. Hayter zitterte.

"Mutter," flüsterte Judith, "sei fest, verrathe mich nicht."

"Haben Sie kein Mitleid?"

"Nein," entgegnete sie kalt, "er hatte auch kein Mitleid mit mir."

Chester ergriff sie bei der Hand, führte sie dicht an die Lampe und betrachtete einige Minuten aufmerksam ihr bleiches Gesicht, dann wandte er sich hoffnungslos ab mit dem Ausrufe: "Sie ist von Eis — von Stein, kein Wunder, daß er sie nicht lieben konnte. Ich sehe, hier sind Bitten und Thränen verloren; ich will keine weiter verschenden. Fluch — der Fluch eines verbannten Vaters über Dich!"

Mit diesen Worten entfernte sich Walter Chester.

"O, Mutter," sagte Judith mit tonloser Stimme, "dies war die härteste von allen Prüfungen. Du kennst mich, weißt wie lange und aufopfernd ich ihn geliebt habe, sage mir, habe ich diesen Fluch verdient?"

Mrs. Hayter's Gewissen sagte ihr, was sie empfunden hätte, wäre sie in Mr. Chester's Lage gewesen, sie wandte sich schweigend ab und weinte.

Fünfunddreißigstes Kapitel.

Sidney Langly's Erstanten über das Benehmen seines neuen Gönners wuchs, so oft ihn derselbe besuchte. Zwar betrachtete er mit Interesse die Fortschritte des von ihm bestellten Gemäldes, sprach sich lobend über diese und jene Einzelheit desselben aus, dennoch war es unverkennbar, daß andere Zwecke, als die Theilnahme für Langly's Talent ihn zu diesem geführt haben mußten.

Häufig erzählte Mr. Harrison Vorfälle aus seiner eigenen Kindheit, wahrscheinlich in der Hoffnung, Langly dadurch zu einer ähnlichen Vertraulichkeit zu veranlassen. Er sah sich getäuscht; die Lippen des jungen Mannes blieben verschlossen.

"War Ihr Vater ein Maler?" fragte Mr. Harrison bei einer solchen Gelegenheit.

Ein kurzes "Nein" war die ganze Antwort.

"So erbten Sie das Talent vielleicht von Ihrer Mutter?"

"Das ist möglich," entgegnete Langly, verstimmt über diese allzu sichtbaren Bemühungen, ihn auszuforschen.

"Werde ich niemals sein Vertrauen gewinnen," dachte Mr. Harrison, "seine Jugendgeschichte ist mit einem Geheimniß umgeben, aber ist es auch dasjenige, zu welchem ich den Schlüssel besitze? Ich muß meine Frage deutlicher stellen. Ist Ihnen vielleicht ein junger Maler, Namens Charles Chellem bekannt?" fuhr er dann laut fort.

"Ich kenne keine Person dieses Namens."

Der alte Herr war durch diese etwas zögernd gegebene Auskunft keineswegs überzeugt. Er stand unzufrieden auf, um sich zu entfernen.

"Ich werde morgen wieder kommen," bemerkte er im Fortgehen, "denken Sie inzwischen über meine Frage nach, ich stelle sie in einer freundlichen Absicht, und eine befriedigende Antwort darauf dürfte sehr vortheilhaft für Sie sein."

"So," sprach der junge Mann, sobald er sich allein sah, "es hat also die Verfolgung jetzt eine neue Gestalt angenommen. Judith glaubt mich auf diese Weise zu gewinnen; sie täuscht sich, ich werde ihrem Agenten morgen sein Geld zurückgeben; mein schöner Traum von Künstlerthum, süße Hoffnung, Italien zu sehen, lebet wohl!"

Trotz seines Versprechens kam Mr. Harrison am nächsten Tage nicht, ja er ließ sich ganz gegen seine Gewohnheit, drei auf einander folgende Tage nicht sehen, so daß der ihn ungeduldig erwartende Künstler am vierten Tage nach seiner Wohnung zu gehen sich entschloß.

Mr. Harrison war nicht anwesend. Seine Wirthin fragte den jungen Mann, als er sich bei ihr nach ihrem Miether erkundigte, mit einer eigenthümlichen Hast, ob er vielleicht ein Verwandter von Mr. Harrison sei.

"Ich habe nicht die Ehre, Madame; es ist ihm doch nichts zugestoßen?"

"Ja, etwas höchst Seltsames. Gestern Abend fuhren zwei Herren vor und fragten nach ihm. Sie hatten eine lange Unterredung mit ihm, die einen jungen Maler betraf — so erzählt wenigstens die Magd, welche im Schlafzimmer aufräumte und das Gespräch mit anhörte — dann verließ Mr. Harrison mit ihnen das Haus und ist noch nicht zurückgekehrt."

"Ich glaube nicht, daß Sie sich darüber zu beunruhigen brauchen," sagte Sidney lächelnd, "der Herr kann ja auf einige Tage verreist sein."

"Ich würde der Sache auch weiter keine Wichtigkeit beilegen," versetzte die Frau, "aber der eine der beiden Herren ist von meinem gegenüberwohnenden Miether, einem Arzte, als der Wärter aus einem Irrenhause erkannt worden."

"Aus einem Irrenhause?" wiederholte Sidney eben so erstaunt wie erschrocken, "das kann ich nicht begreifen, Mr. Harrison ist so wenig wahnsinnig, als ich es bin."

"Das sage ich auch," bekräftigte die Wirthin, "er ist allenfalls ein wenig sonderbar. Wenn er bis morgen nicht zurück ist, werde ich Anzeige davon bei Gericht machen."

"Daran werden Sie sehr wohl thun. Wohnt Mr. Harrison schon lange bei Ihnen?"

"Ungefähr drei Monate."

"Kennen Sie Jemand von seiner Familie oder besitzen Sie sonstigen Nachweis über ihn?"

Die Wirthin schüttelte den Kopf. "Er empfing fast nie

Besuch und nur selten einen Brief, den er aber immer sobald er ihn gelesen verbrannte; ich fürchte, auch eine Durchsichtung seiner wenigen Sachen wird keinen Aufschluß geben."

"Auch ich kenne den Herrn erst seit sehr kurzer Zeit und weiß nichts über seine näheren Verhältnisse," versetzte Langly; "ich will Ihnen indeß meine Adresse hier lassen, sollte irgend etwas geschehen, worin ich Ihnen nützlich sein kann, oder sollten Sie weitere Nachrichten erhalten, so lassen Sie es mich freundlich wissen." Er legte seine Karte auf den Tisch und entfernte sich, tief bewegt von der soeben erhaltenen seltsamen Mittheilung.

"Wahnsinnig," wiederholte er mehrere Male. "Ich habe nie einen klareren Verstand, eine weniger erregbare Phantasie getroffen, als bei Mr. Harrison. Was aber konnte wol die Unterhaltung über einen jungen Maler bedeuten? Wenn ich sie mit seinen Fragen nach Charles Chellem zusammenstelle, so könnte ich fast glauben, daß ich aus übergroßer Vorsicht eine Hand von mir gestoben, die vielleicht den meine Herkunft verhüllenden Schleier gelüftet hätte. Er war nicht Judith's Abgesandter, das Geld kam nicht von ihr; wie froh bin ich darüber, denn ich nähme keinen Pfennig von ihr, und wenn ich mich damit vom Hungertode erretten könnte."

Mr. Harrison und sein geheimnißvolles Verschwinden beschäftigten Langly auf das lebhafteste, und Tag für Tag ging er nach seiner Wohnung, um sich zu erkundigen, ob die Wirthin nichts von ihm gehört. Anfangs stand sie ihm bereitwillig Rede, bald aber wurde ihr Interesse schwächer; endlich ließ sie ihn sagen, sie sei beschäftigt und könne ihn nicht sehen. Mr. Harrison war und blieb verschwunden.

Mrs. Laura Lindsay traf mit ihrem Vater in Southampton in einem Hotel zusammen, wohin er sie durch seinen Brief bernfen und wo durch einen seltsamen Zufall auch Horace und Hackett ihr Rendezvous verabredet hatten.

Laura's Reise nach England hatte hauptsächlich den Zweck, ihren Vater zu vermögen, daß er ihr beisteh, sich von ihrem Gatten zu trennen. Die flüchtige Laune, welche den leichtsinnigen Horace veranlaßt hatte, sich mit ihr zu vermählen, war längst verfliegen, und Laura hatte in ihm nur den reichen Erben geheirathet. Es bedarf einer wahren, festen Liebe, wenn es gilt, den Prüfungen der Armuth zu widerstehen, und beide Gatten waren einer solchen nicht fähig.

"Ich will darüber nachdenken," sagte Josiah Montton, nachdem seine Tochter sich in bitteren Klagen über ihren Gatten ergossen und endlich den Wunsch einer Scheidung ausgesprochen hatte, "übrigens halte ich es für verfrüht, jetzt schon einen solchen Schritt zu thun. Du scheinst noch nicht zu wissen, daß Overt Howard todt ist."

"Kann sein Tod Horace irgend einen Vortheil bringen?"

"Das wäre nicht unmöglich," antwortete der Rector, "jedemfalls hat Lindsay einen bitteren Feind weniger. Zudem ist der Onkel, der Erbe, noch nicht aufgefunden und Crump seit jener Nacht, wo er sich von Trevor Manor entfernt haben sollte, nicht wieder gesehen worden. Ich denke zuweilen, die Erzählung von seiner Reise war ein falsches Gerücht und er sei in den Flammen umgekommen, wenn dem so wäre —"

Eine flammende Röthe übergoß Laura's Gesicht; sie unterbrach ihren Vater mit dem Ausrufe: "Sollte sein Geheimniß mit ihm gestorben, und Horace dennoch der Erbe sein?"

"Das große Privatvermögen seines Onkels würde ihm ohne Zweifel zufallen, doch was ist das im Vergleich zu den Gütern und deren wahrhaft fürstlichen Einkünften, die unwiederbringlich verloren sind?" versetzte Josiah Montton.

"Ich besitze nicht mehr den früheren Ehrgeiz," sagte Laura, "die Armuth ist eine strenge Lehrmeisterin. Du kannst Dir keinen Begriff machen von dem, was ich erduldet habe. Täglich, nein stündlich, warf mir Horace vor, ich sei die Schuld meines Unglücks."

"Seine Laster waren Schuld daran," bemerkte ihr Vater.

"Das habe ich ihm hundert Mal gesagt."

"War das klug?"

"Es gewährte mir wenigstens Trost, erleichterte mein Herz."

"Weibliche Schwäche," sagte der Rector kopfschüttelnd. Laura brach in Thränen aus. "Ist das der ganze Zuspruch, den ich von meinem Vater zu erwarten habe? Ohne Dich wäre ich nie seine Frau geworden, Du lehrtest mich ein Spiel, gegen welches sich meine Seele empörte."

"Mir erstickst Du als eine sehr geliebte Schülerin. Du wünschst also wirklich von Horace geschieden zu werden?"

"Nur zu sehr."

Bei seinen gegenwärtigen Verhältnissen könnte man allerhöchstens beanspruchen, daß er Dir hundert Pfund das Jahr aussehe, wartest Du indeß, bis Horace im Besitze des großen Privatvermögens seines Onkels ist, so würden dreitausend Pfund jährlicher Rente keine zu unbescheidene Forderung sein; überlege Dir das."

Mrs. Lindsay war nicht so leicht zu überreden. Sie stand auf, durchschritt das Zimmer in heftiger Aufregung und blieb endlich nachdenklich am Fenster stehen.

"Was ist das?" rief sie plötzlich, indem sie weit genug vom Fenster zurücktrat, um von der Straße aus nicht gesehen zu werden; zugleich winkte sie ihrem Vater, näher zu kommen.

"Horace und Hackett!" rief der Rector, mit großem Erstanten seinen Schwiegerjohn und den Advokaten erblickend, die Arm in Arm auf das Hotel zuschritten, "sagtest Du mir nicht, Dein Gatte habe eine Reise nach der Bretagne gemacht?"

"Er verließ mich wenigstens unter diesem Vorwande."

"Welche Motive er auch gehabt haben mag, Dir das Ziel seiner Reise zu verbergen, so darfst Du jetzt seine Pläne nicht durchkreuzen, ich halte sie für wichtig, da Hackett bei ihm ist. Ueberlaß mir die Leitung der ganzen Angelegenheit; vor allen Dingen ist es nothwendig, daß er keine Ahnung von unserer Anwesenheit habe."

Er klingelte und ließ den Wirth bitten, auf einige Minuten zu ihm zu kommen.

"Es sind soeben zwei Herren angekommen," sagte der Rector zu dem nach kurzer Zeit eintretenden Hotelbesitzer, "die ich von meiner Anwesenheit hier nicht unterrichtet sehen möchte. Sie werden mich verbinden, wenn Sie Ihren Leuten einschärfen, meinen Namen nicht vor diesen neuen Gästen zu erwähnen."

"Gewiß, mein Herr, wenn Sie es so wünschen."

"Ich wünsche es und würde mich gern erkenntlich bezeigen, wenn Sie mir und der Dame hier einen Platz anweisen könnten, an dem es uns möglich wäre, ungesehen Zeugen der Unterredung jener Herren zu sein."

Der Wirth war ein Mann von Welt: "erkenntlich be-

zeigen“ war ein zu unbestimmter Ausdruck. „Unmöglich“ sagte er, „die Gefahr für den Ruf meines Etablissements wäre zu groß, um sie ohne hinreichende Veranlassung zu wagen.“

„Und was nennen sie hinreichende Veranlassung?“ „Zwanzig Pfund,“ war die sehr deutliche Antwort. „Sofia Monkton liebt das Geld zwar sehr, es schien ihm jedoch hier eine Gelegenheit, wo man viel wagen müsse, weil viel zu gewinnen sei. Er schloß daher den Handel und schärfte dem Wirth nur noch ein, daß er sie an einen Ort bringen müsse, wo er keine Entdeckung zu befürchten habe.“

Der Wirth versprach es. Dann öffnete er eine Tapetenkammer, führte seine Gäste in ein Cabinet, nahm die Kissen aus der Rückenlehne eines daselbst befindlichen Sophas und sagte: „Sie sind jetzt nur durch eine dünne Tapetenwand von den Fremden getrennt, es kann Ihnen mithin kein Wort ihres Gesprächs entgehen.“

Der Rector überzeugte sich sogleich von der Richtigkeit dieser Angabe, denn er vernahm genau, was die das Zimmer für die neuen Gäste herrichtenden Diener mit einander sprachen. Er zahlte den bedingenen Preis, und der Wirth verließ das Zimmer, dessen Thür hinter ihm verschlossen ward.

Sechshunddreißigstes Kapitel.

„England!“ rief Horace Lindsay, sich in einen Lehnstuhl werfend, „ich hoffe kaum, es jemals wieder zu sehen!“

„Thorheit,“ lachte der Advocat, „Howard war ja nicht unsterblich. Ich habe Ihre Sache niemals für vollständig hoffnungslos betrachtet. Uebrigens kann doch Ihre Verbannung, wie Sie Ihren Aufenthalt in Boulogne zu nennen belieben, nicht gar so trostlos gewesen sein, Sie hatten ja die Frau Ihres Herzens an Ihrer Seite.“

„Sprechen Sie nicht von ihr, Hackett,“ unterbrach ihn Horace ungeduldig, „ich war toll, mich von ihr und ihrem räthelhaften Vater fangen zu lassen; jetzt, wo es zu spät ist, erkenne ich mir zu deutlich, welche Folgen mir gelegt wurden.“

„Das pflegt meistens so zu gehen,“ bemerkte Hackett mit philosophischer Ruhe. „Ich habe Laura stets für herzlos gehalten und ihr Vater —“

„Ist ein ganz gemeiner, glattzüngiger, heuchlerischer Schuft!“ rief Horace wüthend, „er leitete allen meinen Thorheiten Vorschub, um mich desto sicherer in seine Gewalt zu bekommen, meine Heirath war mein Verderben.“

„Sie hat allerdings dazu beigetragen. Erinnern Sie sich, mit welchem Hochmuth der Rector und seine Tochter Lady Sarah behandelten, als Laura sich Herrin von Trevor Manor glaubte, und wie sie vor ihr krochen und sich demüthigten, als das Blättchen sich gewendet hatte? Es war eine hübsche Comödie, Lord Wharton muß im Sarge gelacht haben.“

„Erinnern Sie mich nicht daran, Hackett, wenn Sie mich nicht wahnsinnig machen wollen!“

Das alte Sprichwort „der Horcher an der Wand hört seine eigne Schand“ fand seine volle Anwendung auf Mr. Monkton und seine Tochter, die lebend vor Zorn und Scham in dem anstößenden Cabinet standen, aber mit einem Heroismus, der einer besseren Sache würdig gewesen wäre, den theuer erkauften Platz behaupteten.

Ihre Ausdauer sollte endlich belohnt werden. Horace und Hackett besprachen in allen Einzelheiten und unter Erwähnung sie bedeutend gravirender Umstände ihr Vorhaben und es wurde ein förmlicher Vertrag zwischen ihnen aufgesetzt, durch welchen Hackett der Angelegenheit seine ganze Thätigkeit zu widmen versprach, Horace ihm als Belohnung seiner Dienste die Hälfte der zu erwerbenden Summe zusicherte. „Welchen Weg gedenken Sie nun einzuschlagen?“ fragte Horace, nachdem diese Formalitäten vorüber waren.

„Ich werde eine Klage beim Court of Chancery einreichen.“

„Bedenken Sie aber auch die Kosten; ich habe kein Geld.“ Bei dieser Bemerkung stützte der Advocat. „Würde nicht vielleicht Ihr Schwiegervater —“

„Ich dachte, Sie kennten den alten Geizhals besser, um solche Fragen zu stellen,“ unterbrach ihn Horace bitter lachend, „der gibt keinen Schilling.“

„Lady Sarah?“

„Nein, nein,“ erwiderte Horace, sich mit einem Gefühl der Beschämung seines früheren herzlosen Benehmens gegen die Mutter erinnernd, „ich habe keine Ansprüche an sie zu machen.“

„Sprechen wir nicht weiter darüber,“ versetzte der Advokat, „ich werde die Mittel herbeischaffen. Der Court of Chancery ist zwar sehr theuer und die letzte Affaire hat schon viel Geld gekostet. Wann kehren Sie nach Boulogne zurück?“

„Morgen, jedoch nicht direct. Laura verbindet mit ihren übrigen Fehlern auch eine grenzenlose Neugierde. Sie spürt mir sicher nach, ich muß sie zu täuschen suchen. Ich beabsichtige, sie in Frankreich zu lassen, wenn ich zur Verfolgung meines Processes nach England gehe.“

Beinahe fünf Stunden — denn so lange hatte die Unterredung der beiden Verbindeten gedauert — hatten Josiah Monkton und Mrs. Lindsay auf ihrem Beobachtungsposten gestanden. Der Abend dämmerte bereits, als Horace und Hackett, um einen Spaziergang zu machen, das Hotel verließen und Vater und Tochter sich endlich zu einem späten Mittagessen niederließen. Zur größeren Vorsicht befahlen sie, einen Schirm zwischen dem Tisch und der Thüre aufzustellen. „Der unverschämte Bube!“ rief der Rector in Bezug auf seinen Schwiegersohn.

„Ich soll in Frankreich zurückbleiben,“ sagte Laura zähneknirschend, „nun, ich habe glücklicherweise von der sauberen Unterhaltung genug profitirt, um Rache nehmen zu können.“ Der Zorn des Rectors begann bereits der ruhigen Ueberlegung Platz zu machen, er bemerkte nachdenklich: „Indem Du Deinen Gatten und den Advokaten an den Galgen bringst? Nein, Kind, das geht nicht.“

„Ich muß aber irgend eine Genugthuung haben, oder der Zorn erstickt mich.“

„Die einzige Genugthuung, die wir für den angethanen Schimpf haben können, ist Geld.“

„Geld?“ wiederholte sie verächtlich, „was ist Geld?“

„Geld ist Alles. Laß Horace und Hackett ihre Pläne ausführen, und sie sind geschickt und verzweifelt genug, es zu thun; sie arbeiten ja doch nur für uns, denn Du besitzt ein Geheimniß, das Deinen Gatten in Deine Gewalt gibt, ihn zu Deinen Sklaven macht. Du mußt sofort nach Frankreich zurückkehren; wenn er Dir seine Absicht, nach England zu gehen und Dich in Boulogne zu lassen, kundgibt, so

sträube Dich dagegen, füge Dich aber endlich. Sobald der Proceß zu seinen Gunsten entschieden ist, laße ich Dich kommen.“

Am nächsten Morgen reiste der Rector nach London, seine Tochter nach Boulogne ab. Laura hatte ihre Vorkehrungen so gut getroffen, daß der drei Tage nach ihr zurückkehrende Horace keine Ahnung von ihrer während seiner Abwesenheit gemachten Reise hatte.

Wäre Laura sogleich nach der belauschten Unterredung mit Horace zusammengetroffen, so würde sie wahrscheinlich zu einem heftigen Zornesausbruch sich haben hinreißen lassen, jetzt aber hatte sie die Ueberlegung mehrerer Tage ruhiger gemacht. Sie empfing ihn zuerst etwas kalt, wurde aber nach und nach freundlicher und ließ sich von ihm von seiner Reise erzählen, wobei sie sich das kostbare Vergnügen machte, ihn zu einer Lüge nach der anderen zu verleiten.

Die tiefe Verachtung, welche Laura für ihren Gatten empfand, ward, wenn möglich, noch vermehrt, als er ihr einige Tage darauf mit gehedelmtem Erstaunen einen Brief von Hackett zeigte, worin dieser ihn aufforderte, nach England zu kommen. Zögernd entschloß er sich, der Einladung Folge zu leisten.

„Thue ich nicht recht daran?“ fragte er.

„Gewiß,“ erwiderte sie. „Wie glücklich macht mich der Gedanke, daß wir England wieder sehen werden!“

„Wir? sagtest Du mir, meine Liebe?“

„Natürlich sagte ich so.“

„Ich beabsichtige nicht, Dich mit mir zu nehmen.“

Es erfolgte eine heftige Scene, in welcher Laura sich jedoch soweit zu beherrschen wußte, daß ihr kein Wink entschälpte, wie gut sie von dem Vorhaben ihres Gatten unterrichtet sei.

„So geh,“ sagte sie endlich, „laß mich hier in meiner Einsamkeit, aber rechne nicht gar zu sicher darauf, mich bei Deiner Rückkunft hier noch anzutreffen.“

Mr. Lindsay lächelte, er hielt es für eine leere Drohung.

Die Briefe, welche Laura während der Monate, wo der Proceß schwebte, von ihrem Gatten empfing, waren kurz, kalt und enthielten nur sehr oberflächliche Nachrichten von der Klage, welche Hackett in seinem Auftrage beim Court of Chancery anhängig gemacht hatte. Desto ausführlicher waren die Berichte ihres Vaters. Der erste Brief desselben benachrichtigte sie, daß Charles Dorillon als Testamentvollstrecker des verstorbenen Oberst Howard auf Zurückweisung der Klage angetragen habe. Dann kamen Wochen peinlichen Harrens, endlich liefen günstigere Nachrichten ein.

Lady Sarah hatte eingewilligt, mit ihrem Sohne gemeinschaftliche Sache zu machen, so daß sie, im Fall der Proceß gewonnen würde, einen Theil des Vermögens zu erwarten hatte. Dies war ein bitterer Tropfen in den Freudenbecher, welchen Mrs. Lindsay bald an ihre Lippen zu setzen hoffte. Sie hatte ihrer Schwiegermutter die ihr in Trevor Manor zugefügten Beleidigungen noch nicht vergessen.

Endlich kam ein Brief, der Laura bestimmte, Boulogne zu verlassen. Der Kanzler hatte sich entschlossen, das Urtheil zu verkünden; Mrs. Lindsay beschloß, dabei in London anwesend zu sein.

Schnell traf sie alle Vorbereitungen zur Reise, dann zeigte sie ihrem Vater durch einen nur folgende Worte enthaltenden Brief ihre Absicht an:

„Ich reise morgen früh um acht Uhr ab; am Abend kommst Du mich erwarten.“

„Wie gewöhnlich,“ sagte der Rector kopfschüttelnd, als er den Brief erhielt, „eigensinnig und ungeduldig.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Judith der französischen Revolution.

Mit der Postkutsche von Caen, welche am Donnerstag den 11. Juli 1793, nach einer Fahrt von zwei Tagen und zwei Nächten, langsam, schwer belad und bestaubt über die Brücke von Neuilly in Paris einrollte, kam ein Mädchen aus der Provinz an, welche durch ihre Schönheit, ihre Jugend und ihr anmuthiges Benehmen das Wohlwollen und Interesse aller Mitreisenden erregt hatte. Eine stille Heiterkeit war in ihren edlen, ausdrucksvollen Gesichtszügen, und ihr dunkles Auge glänzte von dem Frieden einer reinen, tugendhaften Seele. Sie hatte die bescheidene Tracht einer normannischen Kleinstädterin, halb bürgerlich, halb bäuerlich, aber ihre Manieren waren von der feinsten Bildung und ihre Unterhaltung legte Zeugniß ab von einer reichen, ausgewählten Lectüre, einem wohlgeschulten Geist und der Gewohnheit, zu denken. Auf einen der Passagiere, der mit ihr viel über Politik gesprochen, hatte die Schönheit und der Geist dieses Mädchens einen solchen Eindruck gemacht, daß er ihr am zweiten Morgen ihrer gemeinschaftlichen Reise seine Liebe gestand, und sie um ihren Namen und die Erlaubniß bat, bei ihren Angehörigen um sie werben zu dürfen. Das normannische Mädchen lächelte traurig. Sie sagte dem jungen Manne, daß sie ein Geschäft in Paris habe, von dessen Ausgang sehr viel für sie abhängen und daß sie darum die Beantwortung seines Antrages bis dahin verschieben müsse. Dann neigte sie sich zu einem braungelockten Kinde nieder, der Tochter einer mitreisenden Dame, welches zwischen ihr und der Mutter saß. Mit diesem Kinde spielte und tändelte sie stundenlang, sie streichelte ihm das kastanienbraune Haar und küßte seine weiße Stirn.

So war endlich, nach einer langen und beschwerlichen Fahrt durch die westlichen Provinzen von Frankreich, die Postkutsche nach Paris gekommen. Es war Mittag. Die Passagiere zerstreuten sich, und das hübsche Mädchen aus der Normandie ließ sich nach dem Hotel de la Providence, No. 17 in der Rue des Deux Augustins, führen. Hier zog sie sich sehr bald auf ihr Zimmer zurück, und ermüdet von der langen Reise, begab sie sich um fünf Uhr Nachmittags zur Ruhe, um erst am anderen Morgen nach einem tiefen und erquickenden Schlafe wieder zu erwachen.

Welch ein ruhiges Gemüth mußte dieses Mädchen haben, welche eine glückliche und mit sich selber einige Seele, daß sie so schlafen konnte, mitten am Tage und mitten in diesem Paris, welches damals von den wildesten Zukunften der Revolution zerrissen und gepocht ward! Der Werd lauerte überall. Schon stand die Guillotine auf dem Revolutionsplatz, auf der Stelle, wo bis vor einem Jahr die bronzene Statue Ludwigs XV. gestanden, und vor sechs Monaten das Haupt Ludwigs XVI. gefallen war. In den finsternen Tempelthürmen, mit ihren Kindern und ihrer letzten Freundin und Leidensgefährtin Elisabeth, saß die entthronte Königin

von Frankreich, Marie Antoinette, sie, die Wittwe Capet, die in wenigen Wochen auch das Bürgerriß beisteigen sollte, welches ihre Kinder zu Waisen, sie aber zur Märtyrerin machte. Im Schlosse der Tuilerien, welches von dem alten Glanze der Majestät verlassen war, hauste der National-Convent, dessen Sitzungen immer stürmischer, dessen Debatten immer blutiger, dessen Decrete immer tyrannischer wurden. Nichts von den Idealen, die der Revolution bei ihrem Beginne vorgezeichnet, war darin geblieben: sie hatten sich all' in grauenhafte Fragen und Nachtgespenster verwandelt. Der Rest der edler Gesinneten, derjenigen, die noch in Blut und Schrecken ihre Menschlichkeit nicht verloren hatten und mitten in Fehd und Sünde noch an die Tugend glaubten: diese, die sogenannten „Girondisten“, waren aus dem Convent ausgestoßen worden, und schließlich, mit dem Beil des Henkers immer über dem Haupte, irrten sie durch die Provinzen, um die Contre-Revolution zu organisiren, und zu versuchen, ob sie das Vaterland und die Freiheit durch den Bürgerkrieg retten könnten — trauriger Versuch, der das Vaterland nicht rettete und sie auf das Schaffot brachte. Denn die Revolution hatte ihre Bahn noch nicht durchlaufen. Noch war der Schreckliche nicht an ihre Spitze getreten, der sie bis an jenen äußersten Punkt führen sollte, wo sie sich gegen sich selber kehren mußte, zur eigenen Vernichtung. Noch hatte Robespierre nicht das letzte Wort gesprochen. Noch war Danton da. Noch lebte Marat.

Von den Blutmenschen der französischen Revolution war dieser der gräßlichste. Er war ihr Vampyr. Er mußte Blut haben, um zu leben. Häßlich, gemein, schmutzig, feig und von niedriger Gesinnung, hatte er nur eine Leidenschaft: Blutdurst, Rachedurst. Von Jugend auf gedrückt, arm, neidisch auf Alle, die schöner, glücklicher und beorgungter waren, als er, hatte er der ganzen Welt den Krieg erklärt. Er war der Feind aller guten, gebildeten und zufriedenen Menschen. Er hatte sich zum Unwath, nicht der Unglücklichen und Gedrückten, sondern aller Mißvergünstigen und Unzufriedenen erklärt. Er wollte nicht Gerechtigkeit, nicht Tilgung des Unrechts: er wollte Rache. Er war der entfesselte Böbel — die brutale Lust am Zerstören, bloß um des Zerstörens willen — die Feigheit, die sich, so lange die edleren Elemente der Revolution noch die Oberhand hatten, in unterirdische Verließe verkroch, die teuflische Gemeinheit, der Schmutz und die Erbarmlichkeit, die grinsend ihr Messer schwang, als es für die Verbrechen keine Strafe mehr gab.

Aber doch gab es noch eine Strafe! Der reinsten Hand, die es in Frankreich finden konnte, bediente sich das Schicksal, um dieses schmutzigste aller Geschöpfe wegzuwischen, wie einen Schandfleck der Schöpfung. Marat war sehr krank. Das giftige Blut in ihm war ganz in Brand. Nur wenige Wochen, vielleicht Tage noch, und er wäre des natürlichen Todes gestorben, den auch die guten Menschen sterben müssen. Aber dieses sollte sein Ende nicht sein. Sein Herz sollte, wenn auch nur eine Secunde lang und im Brechen, die fürchterliche Qual fühlen, daß es eine Tugend gebe, der die Ewigkeit gehört. Die ewige Gerechtigkeit sollte in ihrer ganzen himmlischen Schöne vor ihm in seinem letzten Augenblicke erscheinen, um ihn, mitten im Gefühl seiner thierischen Häßlichkeit, zu zertreten. Er sollte den Schaulplatz seiner Missethaten nicht verlassen, ohne den Engel mit dem flammenden Schwerte gesehen zu haben.

Zu dieser Mission hatte die Vorsehung ein Mädchen erkoren, deren Hand und Seele noch frei waren von jeglichem Flecken irdischen Fehls: sie, die dreihundert Jahre früher in den Wäldern von Lothringen, unter den Heerden jene Jungfrau gefunden, die auf den Mauern von Orleans die Fahnen des geretteten Vaterlandes aufpflanzte, sie, die Vorsehung, fand diesmal in den Ebenen der Normandie das Werkzeug, um einen Frevler am Vaterlande zu bestrafen.

Dies ist das Mädchen, das mit der Postkutsche von Caen gekommen und das mit dem fürchterlichen Entschlusse in der Seele lächeln, die Stirn eines Kindes küssen, schlafen konnte. — Ihr Name ist Charlotte Corday.

Charlotte Corday d'Armont stammte aus einer jener alten, aber verarmten Adelsfamilien, deren die Normandie, diese wahre Wiege des mittelalterlichen Feudalwesens, mehr zählt, als irgend eine von den anderen Provinzen Frankreichs. In der That lebte der Vater Charlottes, Francois de Corday d'Armont auf seinem kleinen Lehnsgut Ligneris nicht viel besser, als seine Nachbarn, die Bauern. Doch war er ein Mann von starker Innerlichkeit, frei von Vorurtheilen, gerecht, wahrheitsliebend, der philosophischen Richtung zugehan, welche der Revolution vorangehend, ihr gleichsam den Weg von Oben nach Unten brach. Seine Gemahlin, Frau Jaqueline Charlotte Marie de Corday d'Armont, war eine Urenkelin von Frankreichs größtem Dramatiker, Corneille. Der zwiefache Adel dieser Abstammung prägte sich frühzeitig in Charlottes Erziehung und Seele aus. Sie war das zweitälteste von fünf Kindern, welche in sehr zarter Jugend die Mutter durch den Tod verloren. Die beiden Brüder kamen in die Armee des Königs, die drei Mädchen, Charlotte unter ihnen, fanden in einem der Klöster, welche unter dem alten Regime vorzugsweise der Aufenthalt mittelloser Damen von Adel waren, ein gutes Unterkommen. Der Ausbruch der Revolution schloß dieses und alle anderen Klöster von Frankreich und zerstreute die frommen und vornehmen Bewohnerinnen derselben über das ganze Land. Während ihre beiden Schwestern zum Vater zurückkehrten, begab sich Charlotte zu einer alten, gleichfalls in dürftigen Umständen lebenden Tante, der Dame von Bretteville zu Caen. Hier, in dem alten, halbzerfallenen Hause der Dame, mit dem einsamen Hofe, den bemooßten Mauern und dem ausgetrockneten Brunnen davor, theilte sie ihre Stunden zwischen wirtschaftlichem Thun und der Beschäftigung mit Blutarth's Heldengeschichten, Jean Jaques Rousseau's Natur-evangelium und der Bibel, und während die Welt draußen sich immer weiter von demselben entfernte, träumte sie noch lange von dem reinen Ideal der Freiheit.

Nach der Flucht der Girondisten aus Paris war Caen der Sammelplatz derselben geworden. Dort sah Charlotte die Führer dieser Partei und hörte von ihren Lippen den Namen Marat's verfluchen. Man ist verschiedener Ansicht über das Motiv der That, welche ihren Namen zu dem einer Heldin gemacht. Einige glauben, daß es die Liebe gewesen zu einem von den tapferen Freiwilligen, welche sich beim Aufruf der Girondisten scharten zum Vernichtungskampf der Departements gegen die Terroristen und den Böbel von Paris. Andere sagen, daß der Girondist Barbaroux selber mit dem Fener seiner Rede und der Schönheit seiner Gestalt die Seele dieses Mädchens entzündet habe. Aber sie widerspricht jedem derartigen Gefühl in dem letzten Briefe,

den sie aus dem Gefängniß, kurz vor ihrem Tode, an Barbarou gerichtet. „Sie erinnern sich,“ heißt es darin, „daß ich mir vornahm, Bétion den Verdacht bereuen zu machen, welchen er über meine Empfindungen äußerte. Ich habe gedacht, ein solcher Mensch wie Marat sei der Ehre nicht werth, daß so viele tapfere Leute marschirten, um seinen Kopf zu haben, den sie obendrein noch verfehlen könnten, oder der im Falle noch viele gute Bürger mit sich ins Verderben reißen möchte; und daß für ihn die Hand einer Frau gut ge-

Schmerz zu ersparen. Ihrem Haus in Caen gegenüber wohnte ein junger Mann, welcher früh an jedem Morgen einige Stunden zu musizieren pflegte. Dann hatte Charlotte immer ihr Fenster geöffnet und den Klängen gelauscht, welche über die stille Straße und den einsamen Hof zu ihr hereinschwebten. Eines Morgens ward das Fenster nicht mehr geöffnet. Charlotte war gegangen. Auf ihrem Bette fand man eine Bibel. Darin war das Buch Judith aufgeschlagen und eine Stelle war mit Bleifeder angestrichen, wie folgt:

Deffentlichkeit. Am liebsten hätte sie den Frepler, den sie dem Untergang geweiht, im Angesicht des Himmels, vor dem versammelten Volke getroffen, auf dem Marsfeld, am Altar des Vaterlandes, oder im National-Convent vor der Bildsäule des Brutus. Allein Marat war so krank, daß er seine Wohnung nicht mehr verlassen konnte, und dort, von steter Angst, dieser Geißel aller Tyrannen, gequält, lebte er in äußerster Abgeschiedenheit. Mißtrauisch gegen alle Welt, war es für Fremde fast ganz unmöglich, zu ihm zu gelan-



Charlotte Corday vor ihrer Hinrichtung. Zu: Die Judith der französischen Revolution.

„Ihre That hatte kein anderes Motiv, als den Wunsch, für das Vaterland zu sterben.“
 Bevor sie ging, nahm sie von ihrem älterlichen Hause Abschied. Sie fand ihren Vater nur noch allein mit einer Schwester; die andere Schwester war gestorben und die beiden Brüder waren emigriert. Sie sagte ihrem Vater, daß sie gleichfalls auswandern wolle, zu einer Emigrantenfamilie in England. Auch ihrer Tante sagte sie dasselbe, aber sie verließ sie heimlich, ohne Abschied, um der alten Dame den

„Aber der Herr, der allmächtige Gott, hat ihn gestraft und hat ihn in eines Weibes Hände gegeben. Denn kein Mann noch kein Krieger hat ihn umgebracht, und kein Riese hat ihn angegriffen; sondern Judith, die Tochter Merari, hat ihn niedergelegt mit ihrer Schönheit.“
 Ein Zug von religiöser Schwärmerei und antiker Selbstverleugnung war in ihr. Heimlich auf dem tiefsten Grund ihres Innern hatte sie den fürchterlichen Entschluß genährt, zu tödten und dann zu sterben. Aber ihre That suchte die

gen. Charlotte mußte sich daher zu einer Unwahrheit entschließen. Dies scheint ihr sehr schwer geworden zu sein. Ihr Entschluß, der sie freudig und ohne Zögern zu einem Morde riß, ward einen Augenblick schwankend vor der verschlossenen Thüre ihres Opfers, welche sich ihr nur durch eine List öffnen konnte. „Ich gestehe“, schreibt sie in dem erwähnten Briefe an Barbarou, „daß ich eine Täuschung, einen Vertrauensbruch angewendet habe, um ihn zu meinem Empfang zu veranlassen...“

Früh am Morgen des zweiten Tages nach ihrer Ankunft in Paris kaufte sie sich im Palais Royal ein großes Messer mit lederner Scheide, das barg sie unter ihrem Busentuch, nahm auf der Place des Victoires einen Wagen und rief dem Kutscher zu: „Nach der Rue des Cordeliers Nr. 44“.

Dort wohnte Marat.
Das Haus steht nicht mehr und die Straße hat ihren Namen verändert. Sie heißt heute Rue de l'École de Médecine und liegt auf dem linken Ufer, in der Nähe des sogenannten Quartier latin. Bis weit in unser eigenes Jahrhundert hinein zeigte man das Haus noch, aber in neuerer Zeit, mit der Hinwegräumung der engen, schmutzigen, licht- und luftlosen Gassen des alten Paris, ist auch diese Straße und dieses Haus verschwunden. Man kennt nur noch die Stelle, an der es gestanden: es ist die Nr. 18 in der neuen Rue de l'École de Médecine.

Diesem Hause gegenüber, an der Ecke der damals noch so finstern und winkligen Straße, hielt der Wagen, welcher Charlotte hierhergeführt. Charlotte stieg aus und näherte sich dem ihr genau beschriebenen Eingang. Es war eine baufällige Mauer mit einer schmalen Eingangspforte, die auf einen kleinen Hof führte; über der Mauer ragte ein niedriges Gebäude in eben so verfallenem Zustande empor, mit kleinen unfreundlichen Fenstern im ersten Stock, dunkel, ungemüthlich. Das waren Marat's Zimmer. Charlotte zog an einer Klingelschnur, worauf sich im Hofe zuerst eine Glocke hören ließ, heiser und unwillig, und dann unter dem Thorweg eine alte, verdrießliche Frau erschien, — dieß war die Concierge, die Pfortnerin. Charlotte trug ihr Anliegen vor. Sie sei eine Bürgerin aus Caen und müsse den „Freund des Volkes“ sprechen. So nannte sich Marat nach dem Journal (l'ami du peuple), durch welches er einen so verderblichen Einfluß auf den blutigen Vöbel von Paris erlangt hatte. Aber die alte Frau erwiderte, daß Niemand bei Marat vorgelassen werde, daß er krank sei, daß er Niemanden sprechen könne. Darauf wollte sie die Thüre wieder zuschlagen. Aber Charlotte hatte sich auf diese Weigerung schon vorbereitet. Sie zog ein Briefchen aus der Tasche und fragte die Alte, ob sie den an Marat besorgen wolle? Dagegen konnte der Drache, der Marat's Höhle bewachte, nichts einwenden. Dann ging Charlotte, begab sich in ihr Hôtel zurück und wartete auf Marat's Antwort. Aber die kam nicht. Am Nachmittag schrieb sie einen zweiten Brief. „Ich komme von Caen“, sagte sie in diesem Briefe, „vom Siege des Aufstehens. Ich habe Ihnen Nachrichten mitzutheilen von der größten Wichtigkeit für das Heil der Republik. Wenn Sie meinen Brief von diesem Morgen erhalten hätten, so würden Sie mir den Eintritt zu Ihnen nicht verweigern. Der Brief muß nicht in Ihre Hände gekommen sein, ich wiederhole daher meine Bitte. Außerdem bin ich eine Unglückliche, die man wegen ihrer Liebe zur Freiheit verfolgt. Dieß wird genügen, um mich Ihrem Patriotismus zu empfehlen.“

Auch auf diesen Brief kam keine Antwort.
Es war nun Abend geworden, Sonnabend, den 13. Juli 1793, sieben Uhr Abends, und zum zweitenmale machte sich Charlotte Corday auf den Weg nach der Rue des Cordeliers und zu Marat's Haus. Die Sommerabendschwüle und anbrechende Dämmerung war in dem engen dunstigen Gäßchen, und die alte Thürhüterin, welche wieder erschien, war noch mißtrauischer und kürzer als am Morgen. Doch Charlotte war entschlossen, sich nicht abweisen zu lassen. Der Wortwechsel ward über den Hof hin gehört und drang bis in das Haus.

„Laßt sie ein!“ hörte man im Innern des Hauses eine Stimme rufen, welche rauh und unheimlich klang, wie das Krächzen eines Todenvogels.

Diese Stimme machte Charlotte beben: es war die Stimme des Opfers, welches sie rief — es war die Stimme Marat's!

Doch faßte sie sich und ging über den Hof und in das Haus. Es sah sehr kümmerlich darin aus. Die hölzerne Stiege, die zu den Zimmern Marat's emporführte, war ganz ausgetreten, hier und da zerbrochen, überall schmutzig. Es wehte der Geruch der Armut in dem Hause. Da war nirgends ein Zeichen von frohem und freundlichem Lebensgefühl, von Zufriedenheit, von jenem noch so bescheidenen Glück, dessen auch der Armste sich erfreuen mag. Es sah überall aus, wie ein böses Gewissen. Der einzige Lichtstrahl, der je durch dieses Verließ des Verbrechens und der Dunkelheit gestrahlte, war die ablige Gestalt Charlotte Corday's, engelhaft rein noch mit dem Mordblut auf ihrem Herzen, eine Erscheinung würdiger jener Römerinnen, die ihr großer Ahn Corneille in seinen unsterblichen Dramen gefeiert.

Mit mädchenhafter Schüchternheit trat sie in das Zimmer ein, welches der Treppe zunächst lag. Es war ein Vorzimmer. Das gelbe Licht des Juliabends war um sie und ließ ihrer Schönheit einen fast überirdischen Glanz. Sie trug ein weißes Kleid und ein seidenes Brusttuch, auf welches nach hinten ihr abschlonde Haar herabfiel. Auf dem Kopfe hatte sie jene weiße normannische Haube mit breitem Spitzenbesatz, welche durch ein grünes Band zusammengehalten und von dem Feuer des Sonnenuntergangs durchleuchtet, ihrem jugendlichen Antlitze etwas Madonnenhaftes gab. So sah nicht eine Mörderin, so sah ein Engel aus.

In dem Vorzimmer war ein Arbeiter, ein Mann aus dem Volke, ein Proletarier, welcher Marat's Geschäfte besorgte, seine Broschüren, Zeitungsblätter faltete, adressirte, versandte oder selbst anstreg. Da waren überall bedruckte Bogen, es roch nach Druckerwärme. Der Mann war bei der Arbeit. Neben ihm stand ein Weib von rohem und niederlichem Aussehen. Das war Albertine. Sie hieß eigentlich Catharine, und war die Frau von Marat's ehemaligem Drucker Cuvard gewesen; aber diesem hatte sie Marat entführt und seitdem nannte sie sich Albertine Marat. Wohin man blickte in dieser Höhle, war Gemeinheit, Schmutz und Verrath. Albertine sah die schöne Unbekannte mit sehr argwöhnischen Augen an. Sie dachte nicht daran, daß diese ihr das Leben Marat's, aber sie fürchtete, daß sie ihr das Herz Marat's rauben könne.

„Was ist Ihr Geschäft mit dem Bürger Marat?“ herrschte sie die Eintretende an, deren Schüchternheit ihren beleidigenden Ton um so mehr herausforderte.

„Mein Geschäft ist mit dem Bürger Marat selber,“ antwortete Charlotte mit ihrer bescheidenen, aber festen Stimme, die wie Musik klang.

„Laßt sie eintreten!“ rief Marat aufs Neue.

Und Charlotte trat ein. Sie war in Marat's Zimmer, — ein Genies des Lichtes und ein Genies der Finsterniß waren sich auf diesem engen Raume begegnet, zusammenge-

führt durch das unsichtbare Walten des Schicksals, dessen Wege wir nicht verstehen. Das Zusammentreffen war kurz, nicht viel mehr als ein oder zwei Minuten, aber es war tödtlich für Beide.

Marat saß in einem Bannenbade. Sein heißes und giftiges Blut, durch die Krankheit und fortwährende Erregung seines Innern in Brand veretzt, bedurfte fast unangeseht der Kühlung, um ihn nicht gänzlich zu verzehren. Die Wanne war mit einem schmutzigen Latex verhängt, darunter war im Wasser der ausgegorgelte Körper des Kranken verborgen. Daer über der Wanne lag ein Brett, das mit Scripturen bedeckt war. Denn auch im Bade nicht einmal konnte der dämonische Geist dieses Menschen Rast finden. Während sein eigenes Blut sich im Wasser zu kühlen versuchte, vergoß er mit seiner Hand, welche Todesurtheile schrieb, das Blut der Anderen. Neben der Wanne auf einem hölzernen Stuhle stand ein kleineres Zintenfaß. Jeder Tropfen daraus hatte Hunderten seiner Mitmenschen schon das Leben gekostet. Aus der Verhüllung des Latex, welcher über der Wanne ausgebreitet war, ragte seine gelbe, verkrüppelte rechte Schulter, sein rechter Arm, seine nackte Brust und sein schenkelbares Gesicht — dieses Gesicht, welches die niedrige Bosheit und die teuflische Rachgier mit jedem Kennzeichen der Häßlichkeit gebrandmarkt hatte.

Nur eine Thüre, welche Albertinen's Eifersucht noch dazu halb offen hielt, trennte beide Zimmer.

„Bürger,“ sagte Charlotte Corday, „ich bin von Caen, dem Sitze der Rebellion und habe gewünscht, mit Ihnen zu sprechen.“

„Setz Dich, mein Kind,“ erwiderte Marat mit seiner rauhen, unterirdischen Stimme. „Ain, was machen die Verräther in Caen? Welche Deputirten sind zu Caen?“

Charlotte nannte einige von den Girondisten, welche vor Marat's Blutgier nach Caen gestücht waren.

„Gut, gut,“ trächzte der Gräßliche, „in vierzehn Tagen soll Keiner von ihnen mehr am Leben sein. . . Komm, tritt näher und nenne mir die Namen noch einmal, ich will sie mir merken.“

Charlotte Corday erhob sich, tritt der Wanne näher, ihre Rechte schließt sich heimlich um den Dolch, der unter dem Busentuch auf ihrem Herzen ruht.

„Also Pétion,“ wiederholt Marat, indem er sich im Bade, um besser schreiben zu können, so wendet, daß er dem Mädchen die rechte Schulter zuehrt, „Pétion, Louvet, Barbaroux . . .“

Der Name dieses Mannes, den Charlotte Corday als einen der edelsten und muthigsten von allen Girondisten hoch verehrte, entschied über Marat's Schicksal. Dieser Name in seinem Munde dünkte sie ärger als Blasphemie. An diesem Namen sollte er sterben. Und plötzlich, unter seinem Schreiben und Sprechen, fuhr der Dolch Charlotte Corday's mitten in Marat's Herz hinein. Die Feder entfiel seiner Hand. Die Kraft entwich seinem Arme. Das Blut entsprang seiner Wunde. Mit einem fürchterlichen Gebrüll, wie dem eines Tigers, und dem Rufe: „Zur Hülfe! Theure Freundin! Zur Hülfe!“ fiel er rüchlings nieder.

Als die Hülfe kam, da war es zu spät. In dem von seinem Blute gefärbten Bade lag Marat. Charlotte Corday hatte gut gezielt und gut getroffen. Marat war todt.

Zwischen der Badewanne mit dem Leichnam und dem Fenster fand die Mörderin ihre Zuflucht. Dort stand sie aufrecht in ihrem weißen Gewand, um welches die Abendlichter des Sonnenunterganges spielten, und zu ihren Füßen am Boden lag das blutige Messer. Das Opfer selber wurde ihr Schutz vor den wüthenden Angriffen Albertinen's, welche sie zu zerreißen drohte. Mit Blitzesschnelle verbreitete sich die furchtbare Reue in dem Hof, im Gäßchen, im Quartier, von Brücke zu Brücke, von Ufer zu Ufer, in ganz Paris. Das Haus Marat's war bald von tobenden Volkshäufen belagert, der Hof, die Treppe, die Zimmer füllten sich mit finsternen und zerlumpten Gestalten, die alle laut und furchtbar nach Rache schrien. Aber Charlotte Corday verteidigte sich, bis die Gensdarmen kamen. Denen trat sie mit den Worten entgegen: „Ich habe ihn gemordet.“ Sie überlieferte sich ihnen freiwillig, streckte ihnen die Hände entgegen, um sie binden zu lassen und zwischen ihren Bayonetten schritt sie aus dem Zimmer, durch das Vorzimmer, die Treppe hinab, durch den Hof, durch die brüllenden Haufen, welche sie insultirten und bedrohten, aufrecht, ohne mit einer Miene zu zucken — fast hochmüthig, den Vöbel verachtend — ein Wagen kam (es war derselbe, der sie vor einer Stunde hierhergebracht), Charlotte Corday mit ihrem militärischen Begleiter stieg ein, und nach einer Viertelstunde hielt er vor den düstern Mauern und Thüren der Abbaye. Charlotte Corday war im Kerker.

Paris war in fürchterlicher Aufregung. Die Terroristen zitterten für ihr Leben. Man fürchtete eine weitverzweigte Verschwörung. Noch an demselben Abend schritt man zu einem Verhör Charlotte Corday's. „Ich habe Marat ermordet,“ sagte sie, „weil er das Vaterland an den Rand des Verderbens, des Bürgerkriegs gebracht. Ich habe mein Leben hingeben wollen, um das seine zu vernichten. Mithilfliche habe ich nicht. Niemand hat von meinem Plane gewußt, Niemand mir bei der Ausführung beigegeben. Ich habe die That allein vollbracht und erwarte, daß man mich allein dafür bestrafe.“ Es war vergeblich, weiter in sie zu dringen. Das Lächeln des Triumphes war in ihrem schönen Gesichte; sie fühlte keine Reue, sie fühlte nur Stolz. Sie ließ sich ohne den geringsten Widerstand untersuchen. Man fand in ihren Taschen etwas Geld, einen silbernen Fingerhut, einen Knäuel Garn und an ihrem Brusttuch mit einer Nadel befestigt ein Papier. Als man es öffnete, war es eine Adresse „an die Franzosen, welche Freunde der Gerechtigkeit und des Friedens sind.“ Man las darin folgende Sätze: „O mein Vaterland! Dein Unglück zerreißt mein Herz. Ich kann dir nichts bieten, als mein Leben, und ich danke dem Himmel, daß ich frei darüber verfügen gekonnt. Niemand wird durch meinen Tod verlieren. Aber ich werde mich nicht selber tödten, ich will, daß mein letzter Seufzer meinen Mitbürgern nützlich, und daß mein Kopf, wenn er durch Paris getragen wird, ein Zeichen der Vereinigung werde für alle Freunde des Gesezes . . .!“ Die Richter, als sie dieses lasen, schauderten; sie gingen an, in der Verbrecherin, die sie richten sollten, eine Wahnsinnige oder — eine Heldin zu sehen. Mit zerrissenem Herzen entfernten sie sich von derjenigen, über die sie so bald das Todesurtheil aussprechen sollten; diese aber, in ihrem einsamen Kerker zurückbleibend, zwischen den festen Mauern, welche sie nur für das Blutgerüst vertauschen sollte, schrieb noch am nämlichen Abend: „Ich genieße des köstlichsten Friedens. Das Glück meines Vaterlandes

macht das meinige. Es gibt kein Opfer, welches, nachdem wir es gebracht, uns nicht mehr Wolle bereitet, als es uns Ueberwindung kostete, uns dafür zu entscheiden.“

Zwei Tage später, nachdem ihr Proceß vorbereitet worden, kam sie in die Conciergerie, um von dort vor das Revolutionstribunal geführt zu werden. Hier vollendete sie ihren Brief an Barbaroux. „Adieu, Bürger,“ schrieb sie, „die Gefangenen in der Conciergerie, weit entfernt mich zu beleidigen, wie der Vöbel in den Straßen, sehen aus, als ob sie mich bedauerten. Das Unglück macht mitleidig. Dieses ist meine letzte Beobachtung.“

Dann ward sie vor das Revolutionstribunal geführt, welches im Palais de Justice über den unterirdischen Zellen der Conciergerie seine Sitzungen hielt. Es war acht Uhr Morgens. Schön und ruhig war ihr Erscheinen, und ein seltsames Gemurmel lief durch den Saal, als sie eintrat. Der Anklageact ward verlesen, das Messer vorgezeigt, mit welchem sie den Mord verübt. Einen Augenblick schauderte sie vor diesem Messer zurück, an welchem noch das kaltgewordene Blut klebte. Dann aber faßte sie sich und unterbrach den Vortrag des öffentlichen Anklägers. „Alle diese Einzelheiten sind unnöthig,“ sagte sie, „ich bin es gewesen, die Marat getödtet.“ — „Auf wessen Veranlassung?“ fragt der Präsident des Gerichtshofes. — „Es wußte Niemand darum,“ ist ihre Antwort! — „Was führte Sie dann auf diesen Gedanken?“ — „Seine Verbrechen.“ — Am Schlusse des Verhörs fügte sie mit gehobener Stimme hinzu: „Ich habe einen Mann getödtet, um Hunderttausende zu retten; einen Verbrecher, um Unschuldige zu befreien; einen Unmenschen, um meinem Vaterlande Ruhe zu verschaffen. Ich war eine Republikanerin vor der Revolution und es hat mir niemals an Energie gefehlt.“

Der öffentliche Ankläger beantragte das Todesurtheil für Charlotte Corday. Ihr Vertheidiger hatte nur wenige Worte. „Die Angeklagte,“ sagte er, „gesteht ihr Verbrechen ein. Sie gesteht den Vorbedacht, sie gesteht die allererschwerendsten Umstände desselben ein. Bürger! das ist ihre ganze Vertheidigung. Diese unerschütterliche Ruhe und diese vollkommene Selbstverleugnung, welche Angesichts des Todes nicht die leisesten Gewissensbisse verrathen, diese Ruhe, diese Selbstverleugnung, erhaben unter einem gewissen Gesichtspunct, sind nicht mehr natürlich; sie erklären sich nur aus der äußersten Steigerung des politischen Fanatismus, welcher ihr den Dolch in die Hand gegeben hat. Es ist an Euch, zu entscheiden, mit welchem Gewicht ein unerschütterlicher Fanatismus in die Waagschale der Gerechtigkeit fallen soll. Ich berufe mich auf Euer Gewissen!“

Die Geschworenen erkannten einstimmig auf den Tod, und Charlotte Corday vernahm mit der fast überirdischen Ruhe, welche sie während der ganzen Verhandlung bewahrt hatte, daß das Urtheil noch heute, Abends 7 Uhr, auf dem Revolutionsplatz vollstreckt werden sollte. — Sie dankte mit bewegter Stimme ihrem Vertheidiger, demselben, der an derselben Stelle drei Monate später die Königin von Frankreich ebenso vergeblich von dem Blutgerüst zu retten versuchte. Dann wendete sie sich an den Präsidenten des Gerichtshofes. Sie hatte nämlich bemerkt, daß während der Verhandlung ein junger Maler ihr Portrait skizzirte. Ohne daß sie ihre Aufmerksamkeit den Fragen, die an sie gestellt wurden, entzogen hätte, wußte sie doch immer ihr Antlitz dem Maler zuzuwenden, um ihm einen vollen Anblick desselben zu gewähren. Nun bat sie darum, daß es dem Maler gestattet sein möge, sie während der kurzen Zeit, die sie noch zu leben habe, in ihrer Zelle zu besuchen, um das Bild zu vollenden. Ihre Bitte ward gewährt. Dann ward sie in die Conciergerie zurückgeführt. In einer gefasteten, feierlich-heiteren Stimmung nahm sie brieflich von ihrem Vater Abschied: „Verzeihe mir,“ schrieb sie, „daß ich über mein Dasein verfügt habe, ohne Deine Erlaubniß. Ich habe viele unschuldige Schlachtopfer gerächt. Ich bin vielen anderen Missethaten zuvorgekommen. Das Volk, eine Zeit lang mißbraucht, wird sich glücklich preisen, von einem Tyrannen befreit zu sein. Adieu, mein theurer Vater, ich bitte Dich, mich zu vergessen, oder vielmehr Dich meines Schicksals zu freuen. Die Ursache desselben ist schön. Ich umarme meine Schwester, die ich von ganzem Herzen liebe. Vergiß nicht diesen Vers von Corneille: Nur das Verbrechen macht die Schmach, nicht das Schaffot.“

Mit einem Verse Corneille's schloß Corneille's Entschluß den letzten Brief an ihren Vater.

Der Tag rückte nun vor, es war Mittag geworden, und der Maler, um dessen Besuch sie gebeten, ließ sich bei ihr melden. Es war ein junger Mann aus dem Elsaß, Namens Hauser; er hatte seine künstlerischen Studien in Paris gemacht und war seit Beginn der Revolution Offizier in der Nationalgarde. Charlotte Corday empfing ihn sehr freundlich und der Maler begann sein trauriges Werk. Sie blieb still und heiter, und unterhielt sich mit ihm, während er malte, über seine Kunst, über die Vorgänge des Tages und die Gefahren ihrer Kindheit. Sie bat ihn auch, eine Miniatur-Copie des Portraits zu malen und an ihre Familie nach Caen zu senden. So vergingen mehrere Stunden, es war später Nachmittag geworden. Da pochte es leise an der Thüre ihrer Zelle. Es war der Henker. Er brachte das rothe Hemd, das Charlotte Corday als Mörderin auf ihrem letzten Gange tragen sollte und er hatte einen Rammen und eine Scheere, um ihr die schönen, langen, abschlonde Haare abzuschneiden. Der junge Maler ward von dem Anblick heftig ergriffen. Aber Charlotte Corday bewahrte auch jetzt noch die Ruhe ihrer Seele. „Sehen Sie,“ sagte sie, „daß ist die Todtenttoilette; die Hände, die sie mir anlegen werden, sind ein wenig rauh, aber sie führt zur Unsterblichkeit.“ Dann nahm sie die Scheere aus den Händen des Henkers, schnitt sich eine Locke ab und gab sie dem Maler zum Andenken. Dieser konnte vor Thränen nicht aufblicken. Aber der Henker sagte ihm, daß es nun Zeit für ihn sei, sich zurückzuziehen. Die Gensdarmen würden bald kommen um die Verurtheilte abzuholen. Der Maler fing an, seine Utensilien zusammenzupacken. Charlotte, schon unter den Händen des Henkers, verlangte das Portrait noch einmal zu sehen. Nichts als der Kopf war fertig geworden, der Hals, der Nacken, die Brust waren erst schwach untermalt. Als der Maler ihr das Bild an der Wand gegenübergestellt hatte, da ließ ihr ein kalter Schauer durch alle Glieder. Unwillkürlich rang sie ihre Hände und halb von der Seite, mit langen, traurigen und furchtsamen Blicken, betrachtete sie ihr eigenes Bild. Da nahm sie Abschied von sich selber. Ihr war, während sie schon über sich die Hand und das Eisen des Henkers fühlte, als sähe sie ihren eigenen Kopf nur noch getragen von einem Schemen, einem Schatten, einem entseelten Leichnam . . .

Dann ging der Maler, und die Gensdarmen kamen.

Ein furchtbares Gewitter entlud sich über Paris. Mitten in Sturm und Regen, unter Donner und Blitz verließ Charlotte Corday das Gefängniß. Ihr Weg zum Blutgerüst glückte einem Triumphzug. Trotz des Unwetters war ganz Paris auf den Straßen, auf den Plätzen, um sie vorbeizugehen zu sehen. Im rothen Hemd der Mörderin und auf dem Karren der Verurtheilten sah doch Jedermann nur die Heldin in ihr, welche ruhig und mit Freuden ihr Leben für ihre Ueberzeugung dahingab. Als sie an dem Fuße des Schafotz angelangt war, da heiterte sich der Abendhimmel plötzlich auf, und der Scheidefrühl der Sonne loderte um ihr Haupt, als sie die Stufen emporstieg. Nur noch einmal fühlte sie einen Anflug irdischer Scham: als der Henker ihr das Büfentuch abnahm und den schönen Nacken, den jugendlichen Busen den Blicken der schauenden Menge preisgab. Mitten in dem Todesschweigen, welches dem Niederstürzen des Beiles voranging, ließ sich plötzlich eine Stimme vernehmen: „Sie ist größer als Brutus!“ Ein Deutscher, ein Mainzer, Namens Adam Luz, der von den Republikanern des linken Rheinufers nach Paris geschickt worden war, um ein Bündniß mit den Franzosen zu schließen, hatte dieses Wort der Bewunderung gerufen, für welches er ein paar Tage später selber den Tod erleiden sollte. Aber Charlotte Corday hörte es nicht mehr. Unter dem dumpfen Drohen und Brausen, welches dieser Ausruf hervorgebracht hatte, fiel ihr Kopf, und als der Henker ihn emporhielt, da glänzten ihre Wangen noch immer vor dem Roth der mädchenhaften Scham, mit welcher sie in die Ewigkeit hinübergegangen war.

Reines, tapferes, heldenmüthiges Weib! Halb schauernd, halb bewundernd, mit einer Thräne des Mitleids und einer Thräne des Schmerzes steht der menschliche Richter vor Deiner Bilde! Du warst eine Mörderin, das dürfen wir nicht vergessen, und der Mord that der Sache, der du dienen wolltest, nur einen schlechten Dienst. Denn auch die beste, die gerechteste Sache kann den Dolch eines Mörders nicht belohnen. Die Gerechtigkeit hat verbundene Augen; das Volk, von Marat's Blut mehr entzündet, als von Marat's Worten, schrie nach Rache. Der todt Marat forderte mehr Opfer, als der lebende Marat je gefordert. Die Männer, an welche Charlotte zumeist gedacht, indem sie ihre That that, waren auch die ersten, die dadurch vernichtet wurden. Sie mordete Marat und sie tödtete die Girondisten. Sie wollte sie retten, aber sie lehrte sie nur, zu sterben. Wer löst die Räthsel, die Widersprüche, die um den blutigen Dolch Charlotte Corday's schweben? Wer kann die Judith der Bibel zu einer Heiligen machen und die Judith der französischen Revolution verdammen? Das Urtheil der Nachwelt, die Geschichte, die Poesie, diese wahren und ewigen Richterstimmen der Menschheit, sie werden nur an ihre Tugend, ihren Heldennuth und ihre Schönheit denken, indem sie den Namen Charlotte Corday's aussprechen!

Julius Rodenberg.

Straßenmusik.

Wohntest du als Kind vielleicht auf einem Dorfe oder in einer engen, entlegenen Gasse einer großen Stadt mit deinen Aeltern und Geschwistern, und kamst du selten oder nie heraus, weder in Theater noch Concertsäle, weder in schöne Gärten noch auf große Plätze, wo das Militair zur Parade aufzieht? Kamst du nirgendhin, wo du gute Musik hören konntest?

Dann standest du gewiß sehnsüchtig am Fenster schon lange vor der Zeit, wann der Leiermann zu kommen pflegte, und war er endlich da, stand er vor dem Hause still, so begrüßtest du ihn gewiß mit Jauchzen und tanztest mit deinen Geschwistern herum in der Stube, auf dem Hofe, vor der Thür, oder wo ihr euch sonst tummeln dürftet. — Du tanztest gewiß so lange, als der gute Leiermann spielte, sammeltest dann unter deinen Gefährten Kupfermünzen ein und bradtest sie dem Spielmanne, welcher freudlich dankte und zurüden die Stelle verließ, wo man ihn so gern kommen, so ungern scheiden sah.

Wenn er so weit fort war, daß ihr keine Melodie mehr hören konntet, sangt du oder deine Schwester den schönen Walzer oder das lustige Lied nach, das er gespielt, und ihr tanztet weiter nach eurem Gesang, und eure Nachbarkinder machten es ebenso.

Der Leiermann erschien euch umgeben von dem Nimbus eines Wohlthäters, der immer kam, wenn eure kleinen Herzen dürsteten nach einem belebenden Spiel, oder wenn die Buppe euch zu langweilen anfing. — Brachte der Leiermann nun gar noch einen possierlichen kleinen Affen im rothen Röschchen mit, da war das Vergnügen über die Maßen groß, gar nicht zu gedenken der Pferde und Wagen mit Herren und Damen, die wie durch Zauberei oben auf der Leier im Kreise herum fuhren. Wenn solche Herrlichkeiten zu sehen waren, müstet ihr freilich euren Tanz unterbrechen und dem Wundermanne nahe treten, schon um den chinesischen Prinzessinnen vorn an der Leier ihre wunderlichen Verrenkungen nachmachen zu können.

Wenn du zurück denkst an die Fülle von Genuß, die allein der schlechte Leiermann dir und tausend anderen Kindern bereitet, so wirst du die herzlosen Menschen nicht begreifen können, welche auf die Straßenmusik schmähen und sie ganz abschaffen möchten, weil sie gesetzte Leute in ihrer Arbeit und Ruhe stört. — Du lieber Himmel! Als ob jemand auf der Welt irgend etwas vornehmen könnte, wodurch nicht irgend Jemand in irgend einer Weise gestört würde! Es wäre eben so ungerecht als bedauerndwerth, wenn die armen Straßenmusikanten ihres Unterhalts, arme Kinder ihrer Freude beraubt sein sollten, nur weil es reiche Leute gibt, die alle Tage gute Musik hören können und schlechte deshalb nicht hören mögen.

Wol mag schon Mäucher in geistiger Arbeit eine Weile unangenehm gestört worden sein durch eine Musikbande, durch einen Leiermann oder Straßenjäger, aber — die Straßenmusik ist nicht die unerträglichste und nicht die unbedenklichste. Sie bleibt nie lange an einer Stelle, bleibt von selbst weg, wo sie keine Ermutigung findet, und währt nie bis in die Nacht. Sie ist es also nicht, die den Schlummer des Mädchens, die späte Geistesarbeit des Denkers stört.

Die Hausmusik ist diese erbarmungslose Muse, welche die Grausamkeit von den Jurien geliehen zu haben scheint, um unglücklichen Bewohnern großer Städte ihre Wohnung zur Hölle zu machen. — Ueber dir kann eine sehr liebenswürdige Familie wohnen, deren älteste liebenswürdige Toch-

ter Abends von neun bis elf oder zwölf Uhr ihren jüngeren Geschwistern und deren Bekannten zum Tanze Clavier spielt. Was kannst du thun dagegen, daß die Wände deines Gemaches zittern, und jeder ruhige Gedanke deiner Seele in der unentrinnbaren Tonstündfluth elend untergeht? Mehr noch bist du zu beklagen, wenn das Schicksal dich zwischen zwei Pianofortes oder zwischen eine Geige und ein Pianoforte bannte, wenn du vielleicht von unten mit einer Beethoven'schen Sonate, von oben mit einem Walzer von Labitzky oder einer Violin-Stude regallirt wirst!

Das ist die Scylla und Charybdis, zwischen denen auf dem Decan des großstädtischen Lebens mancher moderne Ulysses mit Hülfe guter Nerven sich siegreich durchwindet, oder wehe den Kranken, die auf das Friesrad solchen musikalischen Ueberflusses gespannt werden!

Den Musikern der Straße kann verwehrt werden, vor einem Hause zu spielen, in dem ein Kranker sich befindet; doch schwerlich lassen fremde Mitbewohner des Hauses sich mehrere Wochen, ja nur mehrere Tage hindurch in ihren musikalischen Uebungen stören. Sind solche ihnen Beruf, so können sie es nicht, sind sie ihnen Vergnügen, so mögen sie es nicht, und sie können zur Unterlassung nicht gezwungen werden.

Die große Welt ist ein Kampffeld, wo die Freude gegen den Schmerz, der Reichtum gegen die Armuth, die Macht gegen die Schwachheit das siegende Schwert zieht.

Was thut euch die harmlose Straßenmusik zu Leide, ihr durch musikalische Leckerbissen verwöhnten vornehmen Gourmands? Laßt sie ihre bescheidenen Wege gehen, denn das Publikum jener Musiker, die unter freiem Himmel spielen, sind die Kinder. Laßt die Kunst bestehen, die leider viel bedauernswerthere Mitleider zählt, als die stattdessen böhmischen Spielleute, als den humoristischen Leiermann. Auch der blinde Flötenspieler, die zerlumpte kleine Straßenjägerin gehört zu ihr, und die ganze Schar armer Geschöpfe, die ihre in Mühsal gesetzte Bitte um Almosen noch durch Glend oder körperliche Gebrechen unterstützen.

Die Troubadours, die von Burg zu Burg zogen, die Herzen der Fürsten und holden Damen zu rühren, sind nicht mehr, doch da auch ihren armeneligen Nachkömmlingen noch Macht genug blieb, findliche Herzen zur Freude, gereifte zum Erbarmen zu rühren, so möge die Straßenmusik bestehen, und unsere Kindeskinder einst so fröhlich als wir nach des Leiermanns Melodien tanzen.

[897]

M. J.

Amenblement.

(Schluß.)

Zu dem Elegantesten und Effectvollsten, was jemals in weiblichen Handarbeiten, soweit solche für das Amenblement Anwendung finden, hervorgebracht ist, gehört entschieden die Stickerei auf Seiden-Damast, welche die ganze Pracht der reichen golddurchwirkten Stoffe, der köstlichen Brocates aus den luxuriösesten Zeiten der französischen Ludwige zurückzuerb, jener kostbaren Meubles, deren halberwitterte Ueberreste man noch jetzt in alten Schlössern findet. Jedes einzelne der verschiedenen Dessins, denen die rafflos thätige Indutrie täglich neue hinzufügt, eignet sich zu dieser Stickerei, die weder mit bedeutenden Kosten, noch sehr mühevoller Ausführung verknüpft ist. Mit feiner, festangewandter Gold- oder Silberfärbung, mit solem Stielstich von Gordennet-Seide, deren Nuance natürlich von der Farbe des Damasts abhängt, umgibt man die Contouren der einzelnen Dessinfiguren, die dadurch reliefartig hervortreten, und bringt im Innern je nach Maßgabe des Musters einzelne Steppstiche von Gordennet-Seide an, oder übersticht hin und wieder eine einzelne kleine Musche, die dadurch ganz erhoben wird. Zuweilen wird auch feine Chenille angewendet, doch können wir dazu nicht rathen, denn der augenblicklich allerdings sehr schöne Effect entschädigt keineswegs für die Unabänderbarkeit dieser Stickerei, die nicht den geringsten Druck verträgt. Es ist schwer, sich einen Begriff von dem wundervollen Effect der Damaststickerei zu machen, wir wollen jedoch versuchen, den Leserrinnen eine einigermaßen klare Vorstellung zu ermöglichen, indem wir ihnen einige schöne Dessins dieses Genres, welche uns aus der Tapissier-Manufactur von H. König (Berlin, Jägerstr. 23) zugegangen, in Kürze beschreiben. Die einzelnen Medaillons eines Damasts von schönem tiefen Benfée sind den äußeren Contouren ihrer atlasartigen Partien nach überall mit feiner Goldschnur umrandet, der sich bei den 4 Endfiguren des Medaillons noch eine innere Stielstichlinie von brauner Seide anschließt. Eine kleine Muschenreihe um den Außenrand des Medaillons ist mit Stielstich umgeben, ein piquanter Theil im Rahmen des Medaillons mit einzelnen Steppstichen gefüllt, während die Muschen an der blumenähnlichen Mittelfigur ganz mit Seide übersticht, erhoben erscheinen. Derselbe Damast in braun ist mit grüner, in weiß mit großseilerother Seide und ebenfalls mit Goldschnur in derselben Weise verziert. Ein anderes Dessin von grünem Damast besteht aus zwei sich kreuzenden und versetzt übereinanderliegenden Carreauxreihen, von denen die obere aus schmalen Blätterguirlanden mit Sternfiguren an den Kreuzpunkten, die untere aus geradlinigen Bändern besteht und an den Kreuzpunkten schräge Carreaux zeigt. Der Außenrand der Blätter, Sterne und Bänder ist mit Goldschnur benäht, eine kleine Musche inmitten jedes Sterns mit schwarz übersticht und dann ebenfalls mit Goldschnur umrandet, die Carreaux sind durch schwarze Stielstichreihen in je 4 Felber abgetheilt, deren jedes noch ein kleines goldgerändertes Carreau mit schwarzem Kreuzchen in der Mitte zeigt.

Nutzer dieser Stickerien, welche man zur Verzierung der hauptsächlichsten Gegenstände des Amenblements anwendet, gibt es nun aber noch verschiedene andere sehr hübsche Arbeiten, die nicht weniger zur Ausschmückung des Zimmers dienen und zum Theil sogar mehr noch als die Stickerei des Mobilars einen entschieden praktischen Nutzen mit der äußeren Schönheit verbinden. Wir sprechen zunächst von den Gardinen, die man sowohl auf großem Tüll mit Null-Application arbeitet, als auch in Filet ausführt und diesen Fond mit Arabesken oder Blumen-dessins im point de reprise und point de toile durchzieht. Die großen, sogenannten Shawlgardinen in dieser Weise herzustellen, ist freilich eine sehr umfangreiche, keineswegs mühelose Arbeit, die bei den niedrigen Preisen der Indutrie-Erzeugnisse dieses Genres, den gewebten Tüll-, Null- und imitirten Filet-Gardinen nur ein kleiner Theil unserer Leserrinnen unternehmen dürfte; dafür aber kann man um so mehr Sorgfalt und Fleiß auf die Fenstervorhänge verwenden, die sogenannten Jalousien mit einfachem Rahmen

von Holz- oder Korbmacher-Arbeit, oder auch auf die kleinen Fenstervorhänge, welche an Stelle der Jalousien an den unteren Flügeln des Fensters befestigt werden und gegenwärtig für eleganter als die Jalousien gelten. Eine schöne und vielfach angewendete Arbeit zu diesem Zwecke ist das Durchziehen von grobem Tüll oder ganz feinem Filet in allen erdenklichen Dessins, als besonders gebiegen und effectvoll aber können wir ein neuerdings in Aufnahme gekommenes Arrangement empfehlen, das entweder in Carreau oder in Streifen aus gestickten Malttheilen und Filet hergestellt wird. Die Stofftheile erhalten einfache Stickerei-Dessins, die Filet-Carreau oder Streifen werden jedoch in höchst eigentümlicher geschmackvoller Weise mit Zwirn durchzogen und erhalten dadurch eine täuschende Aehnlichkeit mit den kostbaren venetianischen Spitzen. In unseren letzten Arbeitsnummern haben wir bereits angefangen, unseren Leserrinnen über diese wundervolle Arbeit, das sogenannte „Filet-Guipüre“ ausführlichen von Abbildungen begleiteten Bericht zu erstatten und werden dieser ersten Mittheilung noch verschiedene andere Dessins folgen lassen, sowie auch zum Durchstopfen von Tüll bintzen Kurzen neue und schöne Vorlagen bringen. — Zu demselben Zweck lassen sich auch aus Kofetten, Carreau u. s. w. in Häfelarbeit, entweder allein oder auch mit Filet oder Stickereitheilen untermischt, sowie aus gemusterten und durchzogenem Filet, allerliebste Arrangements treffen, zu denen die im Bazar enthaltenen zahlreichen Dessins zu jeder einzelnen der genannten Arbeiten genügenden Stoff gewähren.

Als etwas sehr Nützlichem dürfen wir auch die Antimacassar-, die Stuhl- und Sesseldecken nicht vergessen, die theils in ähnlicher Weise wie die Fenstervorhänge, theils mit Guipüre-Häfelarbeit ausgeführt werden. Auch hierzu bieten unsere Arbeitsnummern eine reiche Auswahl der verschiedensten Dessins und geben fortwährend zu neuen Variationen Anlaß. — Eine bescheidenere, aber nichtsdestoweniger sehr praktische Arbeit ist die Anfertigung von Ueberzügen für die Fußstücken und Fußbänke, die nicht selten von kostbarem Stoff, oder mit schönen Stickereien verziert, gerechten Anspruch haben auf einen kleinen Schutz vor der unvermeidlichen nahen Berührung mit den nicht immer staubfreien Schuhsohlen. Solche Ueberzüge werden aus grauem Haufgarn, meistens mit einfachem Kleinmuster gehäkelt, auch aus einzelnen Carreau oder Kofetten zusammengesetzt und alsdann ringsum mit einer breiten, ebenfalls gehäkelt Spitze oder einer eingeknüpften Franze umgeben.

Alle weiblichen Handarbeiten, von denen wir bis jetzt gesprochen, hängen mehr oder weniger mit den unersäglichsten Bestandtheilen eines Mobilars zusammen. Es bleibt nun noch das ganze Heer der Tapissier-, Applications- und Belenararbeiten übrig, die allerdings in gewissem Sinne ebenfalls zum Amenblement gerechnet werden können. Doch würde es uns zu weit führen, wollten wir hier noch der verschiedenen Form und Ausführung der Rücken-, Stuhl- und Fußstücken, Stagären und Ofenschirme, Holzkasten und Blumentische, Schreibmappen, Papierkörbe, Glockenzüge, Wistenartenhalter und all der tausend Luxus- und Phantasigegenstände gedenken, deren Vorhandensein Eleganz und Comfort der modernen Wohngemächer und Salons ausmacht. Es kann auch nicht unsere Absicht sein, alle zu einer Einrichtung nöthigen Utensilien einzeln näher zu bezeichnen; eine Frau von gutem Geschmaack wird mit richtigem Tact stets das Zusammengehörige auszuwählen wissen, jede Ueberladung vermeiden und selbst mit bescheidenen Mitteln eine Einrichtung zu treffen verstehen, die bei der größten Einfachheit weder der Eleganz noch des Comforts entbehrt.

[877]

G.

Die Mode.

Die Badesaison ist vorüber und mit ihr die übermüthige Laune, die auch vor der fecksten Toiletten-caprice nicht zurückbebt, vorüber die schöne Zeit, wo die Phantastie der Mode die Fägel aus der Hand nahm und sich allein den höchsten Richterspruch über Farbe und Schnitt der Kleider vorbehielt. — Die rothen Jacken, Blusen und Paletots, die bunten Beduinen, welche den Damenflor der fashionablen Badeorte einem Beet leuchtender Tulpen vergleichbar machten, werden nach der Rückkehr in die heimischen Städte in Ruhestand versetzt und mit Kleidern vertauscht, welche weniger an Carnevalsfreude erinnern.

Einzelnes jedoch, das sich als zweckmäßig und grazios bewährt, wird ohne Zweifel aus der Zeit des Lanbaufenthalts mit hinübergenommen in die graue Uebergangsepoche, wo der Herbstnebel die Straßen feuchtet und die Bäume entlaubt. Dahin gehören vor Allen die durch verschiedenartige, den Leserrinnen bekannte Vorrichtungen aufgehobenen Oberkleider, denen ein eleganter Juppon als Ergänzung dient. Eleganz und zugleich wenig auffallend ist es, Kleid und Unteroock von gleichem Stoff zu tragen, ja manche Damen greifen sogar zu dem Auskunftsmitel, unter dem Kleide nur einen breiten Streifen des Kleidstoffes festzuheften, welcher die Stelle des Juppons vollkommen vertritt, wenn er mit der den modernen Unterröcken gebührenden Garnitur versehen ist. Ein den Saum umgebender Volant garnirt in so grazioser Weise, daß diese Fierde noch immer zu den beliebtesten der Juppons gehört, ohne deshalb die einzige zu sein. Gewöhnlich werden über dem Volant noch einige glatte absteckende Besatzstreifen oder andere Garnituren angebracht, z. B. auf der Spitze stehende Carreau, Kreuze in Form eines X, genannt croix de Jerusalem, Baden und andere aus Sammet oder Cashmir applicirte Muster. Manche Damen machen das Aufnehmen des Rockes zum Motiv eines besonderen Schmuckes, indem sie in regelmäßiger Entfernung von einander auf den Rock zum Aufnehmen bestimmte Patten annähen, die den Rock zusammenfassend, zugleich eine hübsche Garnitur bilden. Der Rand der Kleider wird häufig in Bogen ausgeschnitten und unter diesen Bogen ein Volant angebracht. Ein solcher, stets in dem tiefen Einschnitt der Bogen gefaltet, gibt nicht nur dem Rock einen sehr schönen Fall, sondern kann auch das Mittel werden zur Verlängerung eines Kleides, dessen Stoff noch gut genug ist, diese Modernisirung zu rechtfertigen.

Nach werden die Kleider lang und weit getragen; wie lange? ist schwer festzustellen, da die Crinoline jetzt schon ihren Umfang bedeutend vermindert und folglich sehr bald aus der Reihe der Toiletten-Nothwendigkeiten gestrichen werden kann. Schwindet die Crinoline, so müssen natürlich auch die Röcke an Weite und Länge verlieren, ja wer

weiß, ob nicht größere Umwälzungen im Reiche der Damen-Toilette bevorstehen, ob nicht das einst so viel geschmähte Bloomer-Gostüm die Mehrzahl der Frauen für sich gewinnt! — Neue Pariser Modenzeitschriften geben sogar schon jungen Damen zu lässlicher Promenade zierliche Spazierstöcke in die Hand, ein Fall, der übrigens nicht vereinzelt oder neu dasteht, denn das Pariser Journal: Cabinet des Modes vom Jahr 1785 läßt in den Händen der Damen gleichfalls Spazierstöcke sehen.

Strohgelb und maigelt, die Lederfarben, sowie alle grauen ins lila spielenden Nuancen sind zu Kleidern sehr beliebt. Da solche einfarbige Roben jedoch stets erst durch reiche Garnitur elegant werden, so sind die gebühten oder gestreiften Boulevard-Kleider als die weniger kostbaren und als die einfacheren zu bezeichnen, denn ein glatter Seidenstreifen oder eine Kutsche ist ihnen ausreichende Zierde. Der Klarell gelangt zu großer Bedeutung, und wird carrirt mit Muschen oder glatt zu den Herbst-Confectionen der verschiedensten Art verwendet, doch ist als vorzugsweise geschmackvoll der weiße Klarell mit schwarzem Regemuster zu bezeichnen, dem die herrschende Vorliebe für das Roth oft eine rothe Bänderchen als Besatz gibt.

Die Knöpfe erlangen so bedeutende Geltung an den Gewändern der Damen und Kinder, das sie fast in die Reihe des Schmuckes treten; wir nennen hier nur die vierseitigen überhöhen Knöpfe in Schallengefalt, deren Form die beigelegte Abbildung zeigt, dann die großen kugelförmigen versilberten oder vergoldeten Paletot-Knöpfe, zu denen lange Perlenketten von übereinstimmender Arbeit auf dem Paletot getragen und auf den Schultern mit Nadeln befestigt werden.

Auch Ketten und Armbänder von bunten großen Glasperlen sind ein moderner Schmuck, ja die Glasperlen stehen in so hoher Gunst, das sogar gezogene Tüllhüte durch Perlenketten, welche zwischen die Buffen gelegt sind, verziert werden.

Breites Band kommt als Schärpe am Gürtel zu verschweizerischer Anwendung, schmales Band im Haarschmuck, und zwar als Schleifen, die am Hinterkopf befestigt, in langen Enden bis über den Gürtel herabhängen.

Veronica v. G.

Rebus.



Dreifüßige Charade.

Das Letzte zu sein, wie die ersten beneiden,
Das möchte der Mensch den Ersten beneiden;
Doch wehe ihm, wenn er das Ganze war,
Nicht frommet das Letzte zu sein ihm mehr.
Er liebet, der Willkür sich preisgegeben,
Den Ersten gleich; bedroht ist sein Leben.
Ach! könnt er hinweg mit den Ersten ziehn,
Wie sie dem lauernden Feinde entliehn.

[889]

p. 3.

Correspondenz.

Bar. S. v. C. in W. Wir haben uns bis jetzt für die von Ihnen genannte noch nicht so weit interessieren können, um ihr einen Platz im Bazar einzuräumen. Eine Abonnentin in M. Für eine junge Braut würden wir eine weiße K... — sei es nun von Seidenstoff oder Woll — unbedingt den Vorzug geben — mit ausgeschmittener oder hoher Taille, ist ganz dem persönlichen Belieben freigestellt.

H. Fr. v. Sch. in P. Besten Dank für die freundliche Zusendung; früher oder später werden wir Gebrauch davon machen, wenn auch in etwas veränderter Gestalt. Hr. W. R. in S. Dagegen wir Ihnen, der Einrichtung des türkischen Postkörpers gependeten Lobspriechen nicht unbedingt bestimmen können, müssen wir Ihnen doch darin Recht geben, daß der hohen Postorte zu viel geschwiebe, als wir ihr Seite 103 dieses Jahrganges den Gebrauch der Briefmarken abprachen. Derselbe wurde vielmehr im Jahre 1862 eingeführt, und wir lassen, um unsere Mittheilungen über europäische Briefmarken zu vervollständigen, die Abbildung der türkischen Marken und einige kurze Angaben darüber folgen.

Die Marken sind vieredig und tragen in der Mitte den Halbmond mit der Aufschrift: „Devletü Ali Osmanie“ (das erhabene Ottomanische Reich). Ueber diesem bealdischen Schilde steht man den Namenszug des Sultan Abdul Aziz, darunter in einem kleinen von Arabesken umgebenen Oval die Angabe des Werthes in Pakeln, welche sich in Buchstaben an beiden Seiten wiederholt. Am unteren Rande der Marke befindet sich die Unterschrift des Finanzministers. Sämmtliche türkische Briefmarken haben fast dieselbe Zeichnung und sind schwarz auf sehr feinem, fast durchsichtigen Papier ausgeführt, welches, je nach der Verschiedenheit des Werthes, verschiedene Farben, und zwar immer zweifache hat. Der Rand, auf welchem sich die Unterschrift des Finanzministers befindet, ist nämlich immer von anderer Farbe als die eigentliche Marke. B. gelb mit rosa Rand, violett mit rosa, roth mit blau u. s. w. Man hat Marken zu zwanzig Pakeln, einem, zwei und fünf Pakeln. Ein Para ist ungefähr gleich einem halben Pfennig, ein Piafter (a 40 Para) gleich 1/4 Sgr.

Hr. A. W. bei W. Wir haben Ihre Wünsche notirt.

Hr. J. B. G. Amerikanische eiserne Schauffelstühle erhalten Sie in der Kunst-Verhandlung von A. F. Ledmann, Berlin, unter den Linden Nr. 20. In Bezug Ihres zweiten Wunsches wollen Sie sich gefälligst an einen Tapetier wenden.

Hr. M. W. in D. Es wird uns ein Vergnügen sein, Ihre Wünsche im Laufe der Zeit zu berücksichtigen.

Philomene in W. Das auf Seite 44 dieses Jahrganges befindliche, sowie überhaupt jedes derartige Dessin läßt sich sehr leicht in Häkelarbeit ausführen, wenn man, je nachdem man eine gröbere oder feinere Arbeit zu erzielen wünscht, für den Löcherfond stets 1 Stäbchen und dazwischen 1, 2 oder 3 Stäbchen hält. Selbstverständlich sind dann in den dichten Partien dem entsprechend an Stelle der Luftmaschen auch entweder 1, 2 oder 3 Stäbchen auszuführen.

Mehrere Abonnentinnen in M. Auch Ihre Wünsche werden Sie mit der Zeit erfüllt sehen.

Hr. A. C. v. S. Sie finden sehr hübsche Dessinvorlagen für Seidenmofaik auf Seite 111 und Seite 256 des Bazar von 1862.

Hr. S. B. Ein der herrschenden Moderrichtung vollkommen entsprechendes Reifestücken hat der Bazar auf Seite 106 dieses Jahrganges gebracht.

Beschreibung des Modenbildes.

Fig. 1. Robe aus weißem Alpaca. Der Rock zeigt einen wenig gekrausten Besatz, welcher, einen kleinen emporstehenden Rock bildend, mit schmalem schwarzen Sammetband aufgesetzt ist. Die Breite des Volants beträgt zum größten Theil 22 Cent. steigt sich jedoch nach vorn, wo derselbe eine Spitze bildet, bis auf 40 Cent. — Taille in Form einer kurzen, abschließenden Casaque garnirt mit Rüschen desselben Stoffes, schwarzen Spitzen und schwarzen Sammetstreifen. schmales schwarzes Sammetband ist der Mitte der Rüsche entlang aufgesetzt. Gefaltetes Obermisset aus weißem Mull.

Fig. 2. Robe aus braunem Cashmir mit Jupon aus gleichem Stoff. Die Garnitur des Jupons besteht aus einem zum Theil glatt zum Theil in Tollen aufgesetzten Volant, welcher auf den glatten Zwischenräumen eingene Bandpatten in hellem Braun zeigt. Jede Patte ist oben zu einer Schleife gelegt, unter spitz eingebogen und mit einem Grelot von Rosamentierarbeit versehen. Der Rock der Robe nur so lang, daß er den oberen Rand der Jupon garnitur erreicht, unten mit einer glatten Blende (Schrägstreifen) auf dieser mit Bandpatten besetzt und an der linken Seite mit einer Reihe pufferartigen übereinander fallender Bandschleifen in die Höhe gerafft. Hohe glatte Taille. — Anschließendes ebenfalls mit Bandpatten verzierte Mermel.

Fig. 3. Anzug für Knaben von 8 Jahren. Pantalons und Bluse aus blauem Cashmir; lange Weste aus weißem Bique. Schärpe von schwarzem Mermel. Band. (900)

